



Ausgabe Nr. 4
4. Quartal 2006
Abonnenten: 1300

Aus dem Inhalt

■ politik & soziales

- .. Volksaufstand in Oaxaca
- .. Ortega wiedergewählt
- .. Abwärtsspirale: Naher Osten

■ wirtschaft & ökologie

- .. NAFTA und Mexiko
- .. Minikredite: Grameen Bank

■ freiwillige & länder

- .. Harding Special School
in Südafrika
- .. Blog: Schulausflug
in Palästina
- .. Geld und Macht, Teil I

■ kultur

- .. Lakandonien, Mexiko
- .. Minenkultur in Bolivien
- .. Wohin, Südafrika?

■ sport

- .. Fußball weltweit

.. Impressum

Spendenkonto:
WI e.V. . Bank für Sozialwirtschaft
BLZ 550 20 500 . Konto 861 1300

Editorial

„Miteinander leben - voneinander lernen“ - In dieser Absicht hat die Weltweite Initiative den mittlerweile dritten Jahrgang von Freiwilligen nach Lateinamerika, Afrika, Russland, Palästina und Israel entsandt. In Partnerprojekten unseres gemeinnützigen Vereins leisten sie einen fruchtbaren Beitrag zu einem gerechteren und friedlichen Zusammenleben von Menschen weltweit. Wie sehr die

falls gehen diese Neuerungen mit einer Verkleinerung des Autorenkreises einher. Die Eigeninitiative, mit der aktuelle und auch ehemalige Freiwillige Ideen entwickelt und diese zu Beiträgen verarbeitet haben, war während der Arbeiten an dieser Ausgabe einmal mehr eindrucksvoll, was sich sowohl im Umfang dieser als auch in der Originalität der einzelnen Texte niederschlägt.

Pünktlich zum Erscheinungsdatum der insgesamt vierten Ausgabe der *schwarz auf wise* ist es uns gelungen, einen kompakten Internetauftritt



Der Freiwilligenjahrgang 2006-07

Jugendlichen durch ihren Dienst anderen ein Lichtblick sein und eigene Horizonte erweitern können - davon berichtet die Freiwilligenzeitung *schwarz auf wise*, deren vierte Ausgabe hiermit erscheint.

Im zweiten Jahr der *schwarz auf wise* hat sich einiges an ihrer Struktur verändert. So wurden diverse Ressorts zusammengelegt, die Verantwortung für deren Leitung liegt in den Händen von nunmehr sechs Freiwilligen. Neu geschaffen wurden zwei Koordinatorenposten, die von ehemaligen Freiwilligen, versehen mit den notwendigen Kapazitäten ausgefüllt werden (ein ständiger Internetzugang und die Position, Arbeitsabläufe zu überblicken und zu koordinieren, sind während des Lebens in einem anderen Land alles andere als selbstverständlich). Keines-

der Freiwilligenzeitung zu gestalten. Unter www.schwarz-auf-wise.de stehen alle Ausgaben der Zeitung zum Download zur Verfügung, man kann sich außerdem in die Verteilerliste eintragen, um jede Neuerscheinung bequem per Email zu beziehen.

In der Hoffnung, dass Sie möglichst vielen Menschen von diesem Angebot wie von der Freiwilligenzeitung *schwarz auf wise* überhaupt erzählen, wünschen wir Ihnen Freude und ergiebige neue Erkenntnisse beim Lesen der vorliegenden Ausgabe.

Sebastian Puschner
& Philipp Backhaus

Koordinatoren der *schwarz auf wise*
im Jahrgang 2006/2007

■ politik & soziales

- 03 _Oaxaca im Ausnahmezustand (Mexiko)
- 06 _Die „Otra Campaña“ der Zapatisten (Mexiko)
- 08 _Das Recht des Stärkeren - Autonomes Gefängnis in Guatemala
- 09 _FIL - Gipfel indigener Völker in Guatemala
- 11 _Er regiert wieder - Ortega wiedergewählt (Nicaragua)
- 12 _„iDaniel presidente!“ - Alte Liebe rostet nicht
- 13 _Regierungsprogramm der Sandinisten
- 15 _Abwärtsspirale: Politik im Nahen Osten
- 17 _Jacob Zuma - Ein Politiker spaltet Südafrika

■ wirtschaft & ökologie

- 19 _Das Nordamerikanische Freihandelsabkommen und Mexiko
- 21 _EXPO in Bolivien
- 22 _Interview über die wirtschaftliche Lage Nicaraguas
- 24 _Kleine Summen, große Effekte: Minikredite

■ freiwillige & länder

- 26 _Projektbeschreibung: *Harding Special School*, Südafrika
- 27 _Freiwillige privat Südafrika: Notorisch neugierige Vermieterin
- 30 _Einer nach dem anderen: Schulausflug bei *Talitha Kumi* (Palästina)
- 31 _Projektbeschreibung: *Che Pibe*, Buenos Aires, Argentinien
- 32 _Philipp und die Weihnachtsschmuckfabrik: Ausflug in Guatemala
- 34 _Geld und Macht Teil I - Umfrage: Mexiko

■ kultur

- 35 _Wie lange darf ein Volk überleben? - Lakandonien, Mexiko
- 36 _*El tio y la coca* - Minenkultur in Bolivien
- 38 _*Fiesta de los estudiantes* - Studentenfest in Argentinien
- 39 _Wohin, Südafrika? Kulturelle Einblicke

■ sport

- 42 _Freiwilliger wird Trainer von Real Madrid (Nicaragua)
- 44 _Rückblick: Fußball-WM 2006 in Ghana
- 44 _Kulturviertel in Santa Cruz, Bolivien
- 45 _Erfahrungen mit Fußball-Ultras (Argentinien)
- 47 _Impressum

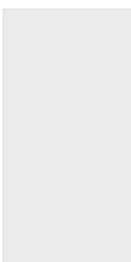


■ Kontakt

Weltweite Initiative für Soziales Engagement e.V.

Koordinationsbüro
Arnsgrüner Kirchsteig 4
08645 Bad Elster

Tel.: 037437 / 530765
vorstand@weltweite-initiative.de



Mexiko

Oaxaca im Ausnahmezustand

Die Chronik eines Volksaufstands, 2006

von Moritz Binz, Mexiko

Leergefegte Straßen, das Zentrum ein riesiger Zeltplatz, abgeriegelt durch Straßensperren: das ist das Bild, das sich Besuchern wie Einheimischen in Oaxaca im September darbietet. Man fühlt förmlich das Brodeln der Stadt, so berichten die Menschen vor Ort.

Die Anfänge dieser, wie sie oftmals betitelt wird, „friedlichen Revolution“ gehen bis ins Jahr 2004 zurück. Bei den äußerst fragwürdig ablaufenden Regionalwahlen gerät die politische Landschaft der seit 71 Jahren in Händen der PRI („Partido Revolucionario Institucional“) gewesenen Landeshauptstadt Oaxaca gehörig ins Wanken, beinahe gelingt der Oppositionspartei PRD („Partido de la Revolución Democrática“) der Wahlsieg.

Mit großer Mühe stellt der gewählte Gouverneur Ulises Ruiz Ortiz eine Regierung auf, die seit Beginn der diesjährigen Lehrerstreiks im Mai allerdings nur noch auf dem Papier existiert.

In den Vorjahren wurden die Streiks als alljährliches „Ritual“ durch die Neuaushandlung von Gehältern beigelegt; als am 22. Mai dieses Jahres 70.000 Lehrer aus dem gesamten Bundesstaat Oaxaca in der gleichnamigen Landeshauptstadt auf die Straße gehen, scheint der nicht auf die Gehaltsforderungen eingehende Ruiz allerdings noch nicht zu ahnen, welche Folgen dies haben könnte.

Die Lehrer errichten auf dem „Zócalo“, dem zentralen Platz einer mexikanischen Stadt, und in den umliegenden Vierteln ein Zeltlager und legen ihre Arbeit bis auf weiteres nieder.

Als Ulises Ruiz den Konflikt in der Nacht auf den 14. Juni gewaltsam beenden will, eskaliert die Lage.

Zwar gelingt es der Polizei für kurze Zeit mit Hilfe von Hubschraubern und Tränengas den Zócalo zu räumen, allerdings „erobern“ die Demonstrierenden den Platz schnell gewaltsam zurück und nehmen acht Polizisten als Geiseln. Viele Bewohner Oaxacas (*Oaxaqueños*) solidarisieren sich mit den Lehrern und helfen mit Essen und Trinken aus. Aus der Forderung für bessere Arbeitsbedingungen und höhere Löhne wird eine Bewegung gegen willkürliche Polizeigewalt, sodass am 16. Juni bei Wind und Wetter 300.000 der 500.000 Einwohner Oaxacas für den Rücktritt Ulises Ruiz' demonstrieren.

Die Polizei zieht sich aus dem Zentrum zurück, Regierungssitz und Fernsehstationen werden besetzt, Teile der Lehrgewerkschaft SNTE („Sindicato Nacional de Trabajadores de la Educación“) organisieren sich in der APPO („Asamblea Popular de los Pueblos de Oaxaca“), die Regierung fordert in einer Demonstration von Geschäftsleuten und Regierungsbeamten „Frieden und einen Dialog“ zwischen den beiden Gruppierungen.

Der geforderte Dialog stagniert daraufhin jedoch vollkommen, Oaxaca gerät in eine schwierige Lage.

Der Tourismusmagnet im Süden des Landes verliert an Attraktion und auch mittelständische Unternehmer beginnen unter den



Straßenschlacht in Oaxaca

Auswirkungen zu leiden, die Schulen sind geschlossen. Viele Medien stellen die Situation als eine Gewaltherrschaft der APPO dar, die demonstrierenden *Oaxaqueños* sprechen hingegen von einer friedlichen Revolution für den Rücktritt von Ulises Ruiz. Auch die oppositionelle PRD wirft Ulises Ruiz Meinungsmache und Propaganda vor.

Nach dem Rückzug der Polizei aus dem Zentrum hat sich die Lage entspannt, allerdings reagiert die APPO noch immer gewaltsam auf Polizeiaktionen und verbarrikadiert die Stadt mit Straßensperren. Zwar wurden mittlerweile fünf besetzte Radiostationen freiwillig zurückgegeben, dennoch kann laut Vertretern der PRI von Pressefreiheit und

■ Der Autor:

Moritz Binz, 20 Jahre. Moritz arbeitet seit September 2006 in San Cristobal de las Casas, Mexiko, im Projekt *Melel Xojobal* und ist Leiter des Ressorts Politik & Soziales.



freier Meinungsäußerung im Zentrum keine Rede sein. Die APPO spricht hingegen von Behinderung der Berichterstattung durch die Polizei.

Viele setzten ihre Hoffnungen auf den als Vermittler eingeschalteten Bischof von Chiapas, Samuel Ruiz, der schon im Konflikt mit den Zapatisten 1994 erfolgreich zwischen Regierung und Aufständischen vermitteln konnte, doch scheinen auch dessen Anstrengungen nicht zu fruchten.

Es bleibt ein festgefahrener Prozess: die Vertretung der Lehrer in der APPO, Träger der Protestbewegung, wollen ihre Arbeit nicht eher wieder aufnehmen, als dass Ulises Ruiz seinen Rücktritt erklärt. Dieser jedoch sieht sich als legitimer Gouverneur des Bundesstaates Oaxaca in der Verantwortung sein Land weiter zu regieren und sieht keine Gründe für einen Rücktritt. Inzwischen wandte Ruiz sich sogar an Staatspräsident Vicente Fox (PAN, „Partido de Acción Nacional“) und bat um Unterstützung aus der Hauptstadt bei der Lösung des Konflikts. Der Parlamentsabgeordnete Silverio Cava-zos ging gar so weit zu sagen, dass, sollte Präsident Fox nicht einschreiten und Ruiz zurücktreten, der designierte Staatspräsident Felipe Calderon (PAN) der Nächste sei, dem dies zuteil werde.

Hinzu kommt, dass der Wahlkampf um das Präsidentenamt einen starken Einfluss auf die Geschehnisse in Oaxaca hatte. Die PRI verfolgt auf landespolitischer Ebene weiterhin annähernd dieselbe Linie, die sie in den letzten 71 Jahren (1929 - 2000) im „Einparteienstaat Mexiko“ verfolgt hat, dennoch näherte sich die PAN im Vorfeld des Präsidentschaftswahlkampfs zunehmend der PRI an um der oppositionellen PRD durch Stimmenfang ehemaliger PRI-Wähler den Wind aus den Segeln zu nehmen, erfolgreich wie zumindest die *offiziellen* Wahlergebnisse besagen.

Der PRD-Kandidat Manuel Andrés Lopez Obrador solidarisierte in der Öffentlichkeit mit der Protestbewegung, hinterrücks schleuste die PRD jedoch Parteimitglieder in die Sprecherposten der APPO und versuch-

te dadurch die Protestbewegung auf ihre Parteilinie zu ziehen. Von diesem „dreckigen Spiel“ der PRD zeugt auch der Fall des ehemaligen APPO-Sprechers Flavio Soza, der Ende November als einer der APPO-Anführer festgenommen wurde, allerdings aufgrund seiner Parteiangehörigkeit deutlich mehr Rechtsschutz erhielt als andere festgenommene APPO-Anführer.

Anfang Oktober organisiert sich die Protestbewegung dann erneut, um in einem Protestzug das Problem in die Hauptstadt zu tragen. 5000 Menschen machen sich auf den langen und beschwerlichen Weg, unterstützt von vielen Menschen, die Nahrung und Trinkwasser an die Strecke bringen und ihre Zimmer als Notunterkünfte anbieten.

Der Konflikt gewinnt wieder an Brisanz als am 11. Oktober Demonstranten, die eine Polizeistation besetzen wollen, ins Kreuzfeuer geraten und drei Tage später ein Demonstrant von Soldaten in Zivil auf einer Straßenblockade erschossen wird.

Das Ultimatum des Innenministeriums an die Lehrer, die aufgefordert werden, den Unterricht wiederaufzunehmen, verstreicht tatenlos, vielmehr verliert der Vorsitzende der Lehrergewerkschaft SNTE, Enrique Rueda Pacheco, der das Ultimatum mit Innenminister Carlos Abascal Carranza (PAN) ausgehandelt hat, das Vertrauen der Lehrer, die in der APPO vertreten sind. Korruptionsvorwürfe gegen ihn werden lauter. Die Weigerung in die

Klassenräume zurückzukehren wird gestärkt durch den Mord an dem indigenen Lehrer Pánfilo Hernández Vázquez am 18. Oktober. Er wurde aus einem vorbeifahrenden Auto erschossen als er gerade eine Lehrerversammlung verlassen hatte. Infolgedessen treten 40 Lehrer für mehr als 21 Tage in den Hungerstreik.

Auch die mexikanische Regierung gerät zunehmend unter Druck. In abstrusen Aussagen wird Oaxaca für „unregierbar“ erklärt, dennoch bestätigt der Senat die „Präsenz

Protestzug vom 25. November 2006 im Zentrum Oaxacas



von Staatsmacht“ in dem Bundesstaat. Ein Teil der in der APPO organisierten Lehrer, die nicht direkt von dem Konflikt betroffen sind, beschließt am 22. Oktober letztendlich doch den Unterricht wiederaufzunehmen, von Entspannung ist aber weiterhin keine Spur, ganz im Gegenteil, der Konflikt spitzt sich weiter zu.

Am Freitag, den 27. Oktober werden drei Menschen auf offener Straße erschossen, ein US-amerikanischer Journalist, ein Lehrer und ein 15-jähriges Kind. Bei weiteren Straßenschlachten werden an diesem Tag 23 Personen verletzt. Die Regierung schiebt die Morde der APPO zu, die dadurch versuche, den Protest zu „internationalisieren“, die Todesschützen werden allerdings von mehreren Augenzeugen als Zivilpolizisten identifiziert. Die APPO hingegen wirft der Regierung in Mexiko-Stadt vor, Vorwände für den Einsatz von Soldaten zu suchen und sollte damit Recht behalten.



Eine Demonstrantin versucht den Tränengaswolken zu entkommen

Nur zwei Tage später rücken 4.500 in Oaxaca-Staat zusammengezogene Regierungstruppen ins Zentrum der Stadt ein, unterstützt von weiteren 3.000 Polizisten und mehr als 1.000 privaten Sicherheitskräften. Wieder sterben drei Menschen in kriegsähnlichen Straßenschlachten, 50 Personen werden zum Teil schwer verletzt. Die APPO zieht sich auf das Universitätsgelände der Stadt zurück. Ihre Bemühungen um Kontaktaufnahme mit Regierungskreisen werden ignoriert.

Der nächste Tag verläuft nicht weniger gewaltvoll. Mit Hilfe von Helikoptern, Wasserwerfern und Tränengas löst das Militär eine Demonstration vor der Kirche Santo Domingo auf, bei der die Demonstranten den Rückzug des Militärs aus der Stadt, den Rücktritt Ruiz', die Freilassung der zahlreichen Inhaftierten und den gesetzlichen Schutz der APPO-Vertreter fordern.

In anderen Bundesstaaten Mexikos und

weltweit finden die Forderungen der APPO Unterstützung, in Chiapas errichtet das Zapatistische Befreiungsheer (EZLN) Straßensperren, in Athen, Genf, Valencia, Berlin und Brasilia finden Solidaritätskundgebungen statt. Die PRI organisiert im Zentrum Oaxacas eine Kundgebung zur Unterstützung von Gouverneur Ruiz.

Am 2. November kommt es wieder zu heftigen Ausschreitungen, sieben Stunden lang stehen sich Militär und Demonstranten im Zentrum gegenüber, wieder werden 70 Personen verletzt und 30 Demonstranten festgenommen.

Als am 5. November Bombenanschläge auf das Wahlamt und die PRI-Zentrale in Mexiko-Stadt verübt werden, wird die APPO, die sich deutlich von den Anschlägen distanziert, von den Staatsmedien als Terrororganisation dargestellt. Auf der anderen Seite werfen mehrere Nichtregierungsorganisationen den Soldaten der PFP („Policia Federal Preventiva“) schweren Rechtsmissbrauch vor. Die Organisation LIMEDDH („Liga Mexicana por la Defensa de los Derechos Humanos“, „Mexikanische Liga zur Verteidigung der Menschenrechte“) beschuldigt die PFP der Vergewaltigung einer Frau, des Verschwindens 13 festgenommener Frauen und der Folterung von Inhaftierten.

Die Regierung wiederum scheint den Konflikt jedoch weiterhin dulden zu wollen und fordert Ulises Ruiz nur auf, den Konflikt „in Kürze“ beizulegen. Auch ein Votum des mexikanischen Parlaments für den Rücktritt Ulises Ruiz', in dem gar seine eigene Partei für den Amtsabtritt stimmt, wird nicht ausdrücklicher als eine Bitte formuliert.

Nachdem sich auch zahlreiche indigene Dorfgemeinschaften aus dem Umland den Protesten angeschlossen haben, beschließt die APPO die Proteste und Straßenbarrikaden auszuweiten. Es kommt am 15. November erneut zu Ausschreitungen, als 10.000 Lehrer für den Rücktritt Ruiz' und den Rückzug des Militärs fordern. Ähnliche Szenen spielen sich in den darauffolgenden Tagen ab, Verwundete, unter denen zunehmend auch Journalisten sind, überfüllen die Krankenhäuser. Die APPO wendet sich sogar an Papst Benedikt XVI., der das Pulverfass Oaxaca endlich befrieden soll.

Am 25. November erreichen die Straßenschlachten dann ihren bisherigen Höhepunkt. Den ganzen Tag über liefern sich Demonstranten und Militärs heftigste Kämpfe, Autos und Barrikaden brennen, Verletzte liegen auf der Straße, das Zentrum liegt unter einer einzigen Rauchwolke, nachdem ein weiterer Protestzug gewaltsam aufgelöst wurde. Die traurige Bilanz: 140, zum Teil schwer verletzte Personen, 100 Festnahmen, unter den Festgenommenen, so LIMEDDH, Radfahrer und Passanten, die willkürlich in Gewahrsam genommen werden.

Weiterhin ist kein Ende des Konflikts in Sicht. Es bleibt also abzuwarten, wie die „friedliche Revolution“ in Oaxaca ihren Lauf nimmt, schließlich kann man nur auf ein wirklich friedliches Ende im Sinne der Bevölkerung Oaxacas hoffen. Ausgehen kann man jedoch davon, dass dies ohne einen Rücktritt von Gouverneur Ruiz kaum eintreten wird. ■■

Verfasst mit freundlicher Hilfe von Mauricio Castillo Arredondo.

Quellen: *El Proceso* (mexikanische Wochenzeitung), *La Jornada* (Tageszeitung der Universität UNAM des Bundesstaates Mexiko D.F.), www.tagesschau.de

Verwandte Artikel:

- [06 „Otra Campaña“ der Zapatisten](#)
- [09 _ Gipfel indigener Völker](#)
- [19 _ Mexiko und NAFTA](#)
- [34 _ Umfrage: Mexiko](#)
- [35 _ Lakandonien, Mexiko](#)
- [36 _ Minenkultur in Bolivien](#)

Was machen eigentlich die Zapatisten?

Die „Otra Campaña“ – „Andere Kampagne“

von Moritz Binz, Mexiko

Seitdem 1994 der Indigena-Aufstand von Chiapas unter dem mexikanischen EZLN („Ejército Zapatista de Liberación Nacional“, „Zapatistisches Heer zur Nationalen Befreiung“) nicht nur in Mexiko sondern weltweit für Aufsehen sorgte, ist es in den öffentlichen Medien ruhig geworden um die Zapatisten. Sie haben Abstand genommen von der staatspolitischen Ebene und versuchen als zivile Alternative aufzutreten. Die letzte Erklärung des EZLN, die „Sechste Erklärung aus den Lakandonischen Urwäldern“, liegt mittlerweile mehr als ein Jahr zurück, sie begründete eine mexikoweite Initiative, die „Otra Campaña“, die aus den bisherigen Versuchen der indigenen Zapatista-Bewegung ihre Schlüsse zieht und andere Wege zu dem geforderten Gesetz für konstitutionelle Anerkennung der indigenen Rechte und Kulturen eröffnen soll.

Diese Schlussfolgerung hat eine lange Vorgeschichte. Im April 2001 kam es mit dem Scheitern des Gesetzesantrags zum Bruch mit den politischen Parteien.

In der Person von Cuauhtémoc Cárdenas Solórzano von der linksgerichteten, oppositionellen PRD hatten die Zapatisten Hoffnung gesehen, ihre Forderungen endlich konstitutionell festzulegen und traten daraufhin in Verhandlungen mit der Regierung unter Präsident Vicente Fox (PAN, „Partido de Acción Nacional“). Die EZLN hoffte nach den Worten ihres Sprechers Subcommandante Marcos endlich eine zivile und friedliche Politik betreiben zu können und den Konflikt endgültig beizulegen. Allerdings scheiterte selbst das stark von den Forderungen des EZLN abgeänderte Gesetz im Parlament mit Unterstützung der als verbündet geglaubten PRD.

Dieses Scheitern zeigte in den Augen der

Die Otra Campaña auf ihrer Reise durch Mexiko



Zapatisten, dass die vermeintlichen Unterschiede der Parteien „nichts weiter sind als Simulation“, weshalb von nun an das politische System als Ganzes in den Fokus einer scharfen Kritik gerückt wurde.

Nachdem Proteste von indigenen Gruppierungen gegen das Scheitern des Entwurfes zurückgewiesen wurden, hieß es öffentlich, das EZLN als Vertreter der indigenen Interessen sei in eine Zwickmühle geraten; entweder sie müsse einen Weg zurück zu Gesprächen finden oder wieder zu den Waffen greifen.

Was sich allerdings hinter den Kulissen abspielte, sah nach Aussage von Subcommandante Marcos wie folgt aus: Der Weg zurück zum Aufstand sei die allerletzte Alternative gewesen, vielmehr fühlte sich das EZLN ihren Unterstützern verpflichtet, eine friedliche Lösung zu finden. Mit dem „Marsch der Farbe der Erde“ initiierte man die Volksbewegung der „Otra Campaña“, die nun nicht mehr nur noch die Rechte der indigenen Bevölkerung, sondern auch die der anderen marginalisierten Gesellschaftsbereiche (Bauern, Arbeiter, Arbeitslose) vertreten sollte.

Gemeinsam wollte man für einen Ausweg aus Unterdrückung, Enteignung und Ausbeutung kämpfen.

Durch diesen Schritt verlor die zapatistische Bewegung vor allem in intellektuellen Kreisen Anhänger, gewann aber große Teile der verarmten Bevölkerung Mexikos für sich und konnte die Problematik bundesweit verdeutlichen. Von nun an sollte das für die elende Lage der Bevölkerung verantwortliche System und seine Auswirkungen gekennzeichnet und „bekämpft“ werden. Durch die neue Volksinitiative sollte dieser „Kampf“ außerhalb und ohne die Gesetze dieses Systems, des Kapitalismus, stattfinden. Eine neue, wirklich anti-kapitalistische Linke sollte entstehen und offen, friedlich und kritisierend das herrschende System kennzeichnen.

Die „Otra Campaña“ stand mit der Sechsten Erklärung der EZLN aus dem Lakandonischen Urwald im August 2005 in den Startlöchern. Subcommandante Marcos fasste ihren Umfang so zusammen: „Kurzum: zu sehen, hören, sprechen, laufen, kämpfen, unten... und links.“

Am Tag der Unabhängigkeit Mexikos, am 15. September 2005, machte sich der von den Versammlungen der *caracoles* (zapatistische Gemeindezentren) als Delegierter bestimmte Subcommandante Marcos von Chiapas aus auf den Weg durch ganz Mexiko, um die Interessen der Bevölkerung und Volksgruppierungen Mexikos zusammenzutragen.

Die Medien boykottierten seine Reise, Marcos musste unabhängige Medien nutzen um seinen Aufenthalt mitzuteilen. Im Mai 2006, Marcos befand sich derzeit in Mexiko-Stadt, musste er seine „Reise“ unterbrechen, in der nahegelegenen Kleinstadt Atenco war folgendes geschehen:

Acht Blumenverkäufer, Anhänger der „*Otra Campaña*“ aus Texcoco, einer Stadt nahe Atenco, hatten zum Muttertag um amtliche Erlaubnis gebeten, auf dem ehemaligen Marktplatz, der kurz zuvor an den US-amerikanischen Supermarktriesen Walmart verkauft worden war, wegen guter Gewinnaussichten noch einmal verkaufen zu dürfen. Es existieren Videobänder von dieser Erlaubnis, dennoch räumte die Polizei an diesem 1. Mai den Platz samt Marktständen.

Die Verkäufer, verwirrt und erzürnt, riefen die Bürger aus Atenco zu Hilfe. Die in

Mexiko zum öffentlichen Protest gegen den Staat häufig verwendeten Straßensperren wurden am darauffolgenden Tag auf der Schnellstraße in Richtung Mexiko-Stadt errichtet, bald waren auch Journalisten anwesend. Trotz der Medienöffentlichkeit gab es Schlägereien zwischen Protestierenden und Polizisten, die Straßensperre wurde gewaltsam aufgelöst. Die Protestierenden mussten sich nach Atenco zurückziehen. Die Anhänger Marcos, die mit ihm in Mexiko-Stadt weilten, machten sich umgehend auf den Weg nach Atenco um die dortigen *campañistas* zu unterstützen.



Subcomandante Marcos

In den frühen Morgenstunden des 4. Mai stürmten 3000 Bundespolizisten die Kleinstadt, holten alle Einwohner aus ihren Häusern und nahmen wahllos 200 Menschen fest. Augenzeugen berichten darüberhinaus von Vergewaltigungen und Schlägen, die Regierung weigerte sich die gefangenen Männer, Frauen und sogar Kinder der Öffentlichkeit zu präsentieren.

Atenco wurde zum Symbol der Unterdrückung durch die Staatsmacht, viele weitere Menschen solidarisierten sich mit der „*Otra Campaña*“.

Der Delegierte Marcos entschied, so lange in der Hauptstadt bleiben zu wollen, bis sämtliche Gefangene freigegeben waren. Mitte Oktober setzte er seine Reise durch Dörfer und Städte im Norden Mexikos fort, fünf weitere Delegierte an seiner Seite. Die „*Otra Campaña*“ konnte weiter wachsen. ■■

Quellen: Sechste Deklaration des EZLN, Reise KnowHow Chiapas/Yucatan, Arbeitsgruppe zur Geschichte Chiapas im Projekt Melel Xojobal

Verwandte Artikel:

- [03 _Volksaufstand in Oaxaca](#)
- [09 _Gipfel indigener Völker](#)
- [19 _Mexiko und NAFTA](#)
- [34 _Umfrage: Mexiko](#)
- [35 _Lakandonien, Mexiko](#)
- [36 _Minenkultur in Bolivien](#)

■ EZLN - „Ejército Zapatista de Liberación Nacional“, deutsch „Zapatistische Armee der Nationalen Befreiung“

Die Zapatisten sind eine indigene Guerillaorganisation mit basisdemokratischer Struktur in der mexikanischen Provinz Chiapas, die sich dem Ideal der Volkssouveränität, des Aufbaus der „Macht von unten“, verschrieben hat. Seit der Gründung ihrer Gruppierung EZLN („Zapatistische Armee der Nationalen Befreiung“) im Jahre 1983 vollzogen sie einen Wandel von der bewaffneten Guerilla zur post-



Flagge der EZLN

modern-subkulturellen, gewaltlosen Widerstandsbewegung. Die Zapatisten stehen heute für eine gewaltfreie, volksnahe Revolution im Sinne der indigenen Bevölkerung und für Kritik an neoliberalen Ausbeutungspraktiken wirtschaftlich benachteiligter Länder und Volksgruppen im Zuge der Globalisierung.

„Aquí manda el pueblo“ – „Hier bestimmt das Volk“

Im Jahre 1996 unterzeichneten die mexikanische Regierung und die Zapatisten die Friedensverträge von San Andrés, die eine umfassende Verbesserung der Lebensumstände der indigenen Bevölkerung versprachen, bisher aber nicht umgesetzt wurden. So handelte die Volksbewegung auf eigene Faust und errichtete in jüngster Zeit in Chiapas eine autonome, indigene Verwaltung, die bis heute Bestand hat. Dadurch sicherten sie sich auch die Sympathien des breiten internationalen Publikums. Der faktische Gewalt-

verzicht, die „Graswurzelrevolution“ und die grundständige, basisdemokratische Selbstbestimmung, die sich die indigene Bevölkerung in den von den Zapatisten verwalteten Gebieten geschaffen hat, sind Werte, mit denen sich viele globalisierungskritische Bewegungen identifizieren können: „Es ist nicht nötig, die Welt zu erobern. Es genügt, sie neu zu schaffen“.

Ein illustres Element des postmodernen Charakters der zapatistischen Bewegung ist ihr Sprachrohr und moralischer Anführer, Subcomandante Marcos. Er kommuniziert und veröffentlicht seine Mitteilungen multimedial per Fax oder Internet. Die Botschaften sind meist ironisch gehalten und voller lyrischer und literarischer Anspielungen. Das Markenzeichen ist die Anonymität: seine Identität ist nicht bekannt, öffentlich präsentiert er sich nur mit schwarzer Sturmhaube, dem Erkennungszeichen aller zapatistischen Aktivisten.

Quelle: wikipedia.de

Guatemala

Pavón - Das Recht des Stärkeren

Das Ende eines autonomen Gefängnisses in Guatemala

von Maik Naumann, Mexiko

Pavón war jedem Guatemalteken ein Begriff für ein Hochsicherheitsgefängnis für Schwerverbrecher, dessen Name nicht der Wirklichkeit entsprach. Nach zehn Jahren krasser anarchistischer Zustände im größten Gefängnis von Guatemala, welches sich 20 Kilometer südlich der Hauptstadt bei der kleinen Ortschaft Fraijanes befindet, wurde am 26. September in einer großen Aktion des Militärs und der Nationalpolizei die Kontrolle über die Anstalt „zurückerobert“.

Vier Panzer, drei Helikopter, 1700 Polizisten, 1200 Soldaten und 100 Männer des Sicherheitspersonals waren in den frühen Morgenstunden im Einsatz und schafften es in zwei Stunden die Autonomie der 1647 Gefangenen zu beenden. „Nur“ sieben Gefangene kamen dabei um, und diese geringe Opferzahl kann verwundern, wenn man weiß, was in dieser Gefängnisstadt wirklich vor sich ging:

Im Jahr 1996 wurde das „Comité de Orden y Disciplina“ (COD - Komitee für Ordnung und Disziplin) gegründet, welches die Gefangenen bei der Verwaltung des Gefängnisses einbeziehen sollte. Die Selbstverwaltung artete so weit aus, dass die staatlichen

schweren Raubes zu 27 Jahren Haft verurteilte Schwerverbrecher Luis Alfonso Zepe-da Gonzales zum Vorsitzenden des Komitees auf Dauer seiner Strafzeit gewählt wurde, macht die herrschende Korruption sichtbar. Er selbst und andere Mitglieder des Komitees wurden bei der Erstürmung getötet, denn nicht wenige sollten mit Sturmgewehren Widerstand geleistet haben.

Unglaubliche Zustände

Am 24. September dieses Jahres wurden die Verhältnisse in dieser Strafvollzugsanstalt durch die renommierte Tageszeitung „Prensa Libre“ an die Öffentlichkeit gebracht. Dass zwei Tage später das Innenministerium mit der Befreiungsaktion handelte, lässt leicht einen Zusammenhang erkennen. In der Regel büßten die Gefangenen ihre Strafzeit in voller Länge hier ab, aber ihre kriminellen Aktivitäten mussten sie nicht wirklich ausüben, sondern konnten sie aus und in der Anstalt fortführen. Die vielen wegen Drogen-, Raub-, Korruptions- oder Morddelikten inhaftierten Sträflinge konnten sich ein gutes Leben durch das Kaufen von Rechten und Privilegien bei dem COD-Vorsitzenden Luis Zepeda für ihre Aufenthaltsdauer schaffen. Dieser verdiente daran mit umgerechnet 20.000 € pro Monat mehr als der Präsident Guatemalas. Für 10 Quetzales (1 €) die Woche war der Besuch der Ehefrauen erlaubt, 30 Quetzales für Strom, Telefon für 50 Quetzales, Bier für 40 Quetzales und Rum für den fünffachen Ladenpreis von 200 Quetzales pro Flasche; dies alles konnte das Leben im Gefängnis erträglicher machen. Ebenso konnte man sich eine bessere Unterkunft erkaufen. Natürlich konnten nicht alle diese Vorzüge genießen, denn im Gefängnis gab es eine Klassengesellschaft, wobei die Schwere der begangenen Verbrechen oder der Einfluss in der Mafia dem „sozialen“ Stand im Gefängnis entsprach.

Die Gefangenen bezahlten diese Sonderrechte natürlich nicht von ihren Ersparnissen sondern aus ihren derzeitigen Einkommen. In der Anstalt gab es neben Schnapsläden, Restaurants und Kirchen auch mehrere Drogenlabore. Die Produktion und der Verkauf beschränkten sich allerdings nicht nur auf die 1650 Inhaftierten, sondern dehnten sich auf die Hauptstadt und ganz Guatemala aus. Reporter der „Prensa Libre“ konnten ohne Schwierigkeiten am Gefängnis Marihuana,



Armee fährt schweres Geschütz auf

Crack oder Kokain kaufen. Die Mafiabosse kontrollierten selbst nach ihrer Inhaftierung kriminelle Geschäfte und konnten im Schutz des Komitees in Gefängniseinrichtungen Drogen produzieren. Weiterhin wurde von einzelnen Gefangenen Schutzgeld erpresst und man vermutet, dass in den zehn Jahren Autonomie nicht wenige innerhalb der Gefängnismauern gefoltert und getötet wurden. Bekannt ist auch, dass gerade in der Zeit vor der Rückeroberung willkürlich Bürger Guatemalas per Telefon durch Insassen terrorisiert wurden. Einfacher Telefonbetrug, das Erfragen von Drogenkurierdiensten aber auch Schutzgelderpressung gehörte zu den täglichen Vorfällen.

Spirale der Gewalt - Ohnmacht des Staates

Das es zu solchen Verhältnissen in dieser Strafvollzugsanstalt kam, ist kaum nachzuvollziehen, aber schon seit einigen Jahren ist in Guatemala eine Spirale der Gewalt zu beobachten. Immer heftiger werden die Delikte und Auseinandersetzungen rivali-



Gefangene in Pavón

Behörden im Prinzip das Gefängnis nur von außen überwachten und die Insassen die volle Kontrolle innehatten. Unter welchen Umständen dieses Komitee geschaffen wurde ist nicht klar, aber dass der wegen Mord und

■ Der Autor:

Maik Nau-
mann, 20 Jah-
re. Maik arbei-
tet seit Ende
August 2006 in
Guatemala in
Cobán im Pro-
jekt *Comunidad*
Esperanza (Stadt der Hoffnung).



sierender Jugendbanden („Maras“) und das organisierte Verbrechen gewinnt mit Schutzgelderpressung und wachsender Drogenwirtschaft immer größer werdenden Einfluss. Nicht selten werden von der nationalen Po-

lizei neue Anbauflächen von Schlafmohn und Marihuana entdeckt und oft finden neben unzähligen Gewaltverbrechen und Raubtacken auch viele Überfällen auf Reisebusse statt, wobei allein in der Hauptstadt täglich 200 Linienbusse überfallen werden.

Nach dieser langen Ohnmacht und Tatenlosigkeit erkämpfte sich das Innenministerium mit der „Befreiung“ des Gefängnisses wieder ein Stück Autorität zurück. Die Anstalt soll jetzt ernsthaft zu einem Hochsicherheitsgefängnis ausgebaut werden und mit einer geregelten Inhaftierung von Schwerverbrechern der Bekämpfung der Kriminalität in

Guatemala dienen. Dazu der Innenminister Carlos Vielmann: „Pavón soll wieder zu einer Strafvollzugsanstalt werden, in der die verurteilten Schwerverbrecher die Möglichkeit zur Rehabilitation haben und man keinen Ort des organisierten Verbrechens vorfindet.“ ■■

Quellen:

Spiegel Online, Archiv: Guatemala; Gefängnis
Prensa Libre, Nationale Tageszeitung Guatemala: Ausgabe 24. September 2006: „La mafia controla Pavón“; Ausgabe 26. September 2006: „Autoridades recuperan control de granja Pavón“

Fotos: Prensa Libre (Internetarchiv)

FIL - Gipfel der Indigenen

7. Treffen der Versammlung der Indigenen Völker

am 13. und 14. September in Antigua, Guatemala

von Lukas Brandt, Guatemala

Die „Generalversammlung der Vereinigung der Indigenen Völker“ (FIL) traf sich am 13. und 14. September in La Antigua in Guatemala, um die Arbeit der letzten Legislaturperiode zu diskutieren, sich über die verschiedenen Probleme der indigenen Bevölkerung auszutauschen und eine neue politische Führung, sowie einen Aktionsplan für die kommenden beiden Jahre zu erstellen.

Die Austragung dieses Treffens hat für Guatemala eine große Bedeutung, da das Land mit insgesamt ca. 68% der Gesamtbevölkerung eine indigene Bevölkerungsmehrheit besitzt und der Anteil an Bodenrechten, Wohlstand und politischer Macht diesen Bevölkerungszahlen genau gegensätzlich gegenübersteht. Außerdem stellt Guatemala mit insgesamt 22 verschiedenen indigenen Bevölkerungsgruppen, 21 davon sind kulturelle Nachfahren der Maya, hinzu kommen die Garifunas der Karibikküste, Nachfahren von schwarzen Sklaven und Karibikindianern, einen Großteil der verschiedenen Bevöl-

kerungsgruppen, die durch die Vereinigung vertreten werden.

Darüberhinaus konnten diese unterschiedlichen Bevölkerungsgruppen in Guatemala ihre Sprache und Kultur erhalten. In Alta Verapaz ist Q'eqchi' zum Beispiel noch immer eine weit verbreitete Sprache. In Cobán kann man allerdings auch die Ungleichheit der verschiedenen Bevölkerungsgruppen Guatemalas beobachten. Viele gehobene Haushalte haben eine indigene Haushälterin („Muchacha“), die alle im Haus anfallenden Arbeiten erledigt und nicht einmal gemeinsam mit der Familie isst. Besonders fällt die hiesige Klassengesellschaft auf dem Oktoberfest Cobáns ins Auge, wo die gesamte Oberschicht Cobáns anwesend ist, darunter viele Nachfahren von deutschen Auswanderern. Die einzigen anwesenden indigenen Guatemalteken bedienen und bewirten die Oberschicht.

Am 13. September wurde der Gipfel feierlich von Oscar Berger, dem amtierenden

guatemalteken Präsidenten, und von Evo Morales, seinem bolivianischen Amtskollegen, eröffnet. Im Rahmen dieser Eröffnungsfeier wurden Rigoberta Menchú, guatemaltekenische Friedensnobelpreisträgerin von



1992, und Evo Morales von der FIL der Preis „El Quinto Sol“ für ihre Verdienste für die indigene Bevölkerung ihrer Länder überreicht. Begleitet wurden die Eröffnungsfeierlichkeiten von einer Mayazeremonie in deren Verlauf die Mayagötter um Schutz und Energie für den Präsidenten Boliviens Evo Morales gebeten wurden.

> Fortsetzung auf Seite 9 unten

■ Die Vereinigung der Indigenen Völker Lateinamerikas (FIL)



Die Indigenen Völker Lateinamerikas und der Karibik haben sich mit dem Ziel der Anerkennung ihrer Rechte und der Förderung ihrer Entwicklung im FIL zusammengeschlossen. Dieser Zusammenschluss ist das einzige überstaatliche Organ mit internationaler Zusammenarbeit in diesem Gebiet. Die Vereinigung wurde 1992 auf einem Treffen für die iberoamerikanische Zusammenarbeit in Madrid gegründet.

Der FIL setzt sich zu gleichen Teilen aus Regierungsvertretern der Mitgliedsstaaten und Vertretern der Völker, Gemeinden und Organisationen der Indigenen zusammen.¹ Der FIL hat zwei Organe. Die Generalversammlung ist das höchste Regierungsorgan, trifft sich alle zwei Jahre und wird durch die Regierungsvertreter der Mitgliedsstaaten und durch die Vertreter der Indigenen gebildet. Der leitende Rat ist das höchste Organ zwischen den einzelnen Treffen und

wird gebildet durch je sechs Regierungs- und Vertreter der Indigenen, die durch die Generalversammlung gewählt werden.

Diesem Organ steht wiederum ein Exekutivkomitee vor. Der ausführende Arm dieser Institution ist ein Technisches Sekretariat, ihm obliegt die technische und administrative Führung dieses Internationalen Organs.

Bei der 7. Versammlung der Generalversammlung wurden die Führungspositionen für die nächsten zwei Jahre durch Wahlen vergeben.

¹ Die 22 Mitgliedsstaaten des FIL sind: Argentinien, Belize, Bolivien, Brasilien, Chile, Kolumbien, Costa Rica, Dominikanische Republik, Kuba, Ecuador, El Salvador, Guatemala, Honduras, Mexiko, Nicaragua, Panama, Paraguay, Peru, Uruguay, Venezuela, Belgien, Spanien und Portugal.

> Fortsetzung von Seite 8

Morales nutzte den Gipfel auch dazu, zusammen mit den Präsidenten von Nicaragua und Honduras um einen Auslandsschuldenerlass bei der Bank für Amerikaweite Entwicklung für sein eigenes und diese Länder zu bitten. Außerdem rief er die indigene Bevölkerungsmehrheit Guatemalas dazu auf seinem Beispiel zu folgen und selbst die Macht zu ergreifen, um die Probleme der indigenen Bevölkerungsgruppen und der Landbevölkerung zu lösen. Außerdem nannte er die Bevölkerung Guatemalas seine Lehrer, da er erst durch ein Treffen von indigenen Bevölkerungsgruppen 1991 in Quetzaltenango den Anstoß bekam sich selbst für das Präsidentenamt seines Landes zu bewerben.

Die angesprochenen Themen dieses Treffens waren die Auswanderungsproblema-

tik unter der indigenen Bevölkerung, die Entwicklung ihrer Identität, die Rechte der indigenen Völker und die Möglichkeit, Informationen und Studien über die indigene Realität unter breiter Beteiligung der indigenen Volksgruppen selbst zu realisieren.

Im Zusammenhang mit der Migrationsproblematik wurde gefordert, dass die Migranten nicht kriminalisiert werden dürfen, und dass die teilnehmenden Nationen die Grundlagen schaffen müssen, die es erlauben, auf die weltweiten Wanderungsbewegungen angemessen reagieren zu können und dabei immer die Menschenrechte der Migranten im Auge zu behalten. Darüberhinaus fordert die Abschlusserklärung des Gipfels die Regierungen dazu auf, die Rechte der indigenen Bevölkerungsgruppen in Herkunfts-, Durchreise- und Zielländern zu wahren.

Neben den neuen Beschlüssen wurde auf dem Gipfel auch die Arbeit der vergangenen zwei Jahre analysiert. Positiv bewertet wurde dabei die Schaffung des „Demografischen und Soziologischen Informationssystems der indigenen Völker und Bevölkerung“. Für den FIL ist es sehr wichtig, eigene Zahlen und Statistiken über



Freiwillige im Gespräch mit indigener Mutter

■ Die meisten Indigenas leben auch heute noch unter schlechteren sozialen Bedingungen als die anderen Einwohner dieser Länder. Viele leben in großer Armut und haben eine schlechtere Schulbildung. Aus diesen Gründen spielt Alkoholismus und Gewalt in den Indigenafamilien oft große Rolle. Auch verlieren sie nach und nach ihre eigene Kultur. Auch in Ländern oder Regionen, in denen es große indigene Minderheiten oder sogar Bevölkerungsmehrheiten gibt, werden die indigenen Sprachen oft immer noch nicht als offizielle Zweitsprachen anerkannt, was weiter zum Verlust der Kultur beiträgt. Doch mittlerweile gibt es auch positive Gegenbeispiele und die Indigenas organisieren sich mehr und mehr, um ihr Schicksal selbst in die Hand zu nehmen.

■ Der Autor:

Lukas Brandt, 19 Jahre. Lukas hält sich seit Ende August 2006 in Guatemala auf und arbeitet dort in Cobán in der *Comunidad Esperanza* (Stadt der Hoffnung).



Bevölkerungszahlen und die gesellschaftliche Situation der indigenen Bevölkerung zu haben, da die offiziellen Statistiken vieler Länder immer noch von einem zu kleinen indigenen Bevölkerungsanteil ausgehen und deren soziale Realität auch noch beschönigt wird. Genaue Zahlen ermöglichen es eher, Druck auf Regierungen auszuüben.

Auch die gemeinsame Initiative mit der mexikanischen Regierung zur Schaffung eines Systems von Indikatoren für die gesellschaftliche Stellung und Entwicklung und zur Überwachung der Rechte der indigenen Bevölkerungsgruppen soll diesem Zweck dienen. Die Abgeordneten des Gipfels sprachen sich dafür aus, diese Informationen zusammen mit anderen Studien auch dem ständigen Rat der Vereinten Nationen zur Verfügung zu stellen.

Ein weiterer Punkt auf der Tagesordnung des Gipfels war die Neuordnung der Regeln

der „Vereinigung der Indigenen Völker“, um die Arbeit dieses Organs effizienter zu gestalten und den Projekten Priorität zu gewähren, die an der gesamtheitlichen Entwicklung der indigenen Bevölkerungsgruppen Lateinamerikas orientiert sind.

Zum Präsident des Exekutivkomitees für die nächsten beiden Jahre wurde Leandro Yax von der „Vereinigung der guatemaltekischen indigenen Bevölkerung“ gewählt, der eine Politik für die Entwicklung der kulturellen Identität der indigenen Bevölkerungsgruppen definieren und die dafür nötigen finanziellen Mittel aufbringen will.

Das Treffen der „Vereinigung der Indigenen Völker“ wurde mit der „Erklärung von La Antigua“ abgeschlossen. Diese Erklärung beinhaltet Strategien zur Förderung einer der Weltanschauung und Bedürfnisse der Nachfahren der antiken Maya-Kultur angepassten Entwicklung für die nächsten beiden Jahre. Gleichzeitig stellt sie aber auch

deutlich klar, dass die Finanzierung dieser Projekte teilweise Aufgabe des Staates ist. Die Erklärung endet mit den Worten: „Die Schlussfolgerungen der 7. Versammlung der Generalversammlung der Vereinigung der Indigenen Völker“ spiegelt die Festigung der ‚Vereinigung der Indigenen Völker‘ als eine Plattform des Zusammentreffens, des Dialoges und der Vereinbarung zwischen Regierungen, indigenen Völkern und der internationalen Zusammenarbeit wieder. Die Weisheit unserer Vorfahren bestätigt unsere Hoffnung und vereint unseren Willen, eine Zukunft des Friedens, der Gleichheit, der Würde, der Solidarität und der Gerechtigkeit zu schaffen.“ ■■

Verwandte Artikel:

- [03 _Volksaufstand in Oaxaca](#)
- [06 _„Otra Campaña“ der Zapatisten](#)
- [19 _Mexiko und NAFTA](#)
- [34 _Umfrage: Mexiko](#)
- [35 _Lakandonien, Mexiko](#)
- [36 _Minenkultur in Bolivien](#)

Nicaragua

Er regiert wieder

Wie Daniel Ortega die Macht zurückerlangte

von Arno Kimmig, Nicaragua

Am 5. November 2006 fanden die Präsidentschafts- und Parlamentswahlen in Nicaragua statt, in denen sich fünf Parteien gegenüberstanden: die dem linken Spektrum zuzuordnende „Frente Sandinista de Liberación Nacional“ (FSLN) und das „Movimiento Renovador Sandinista“ (MRS) sowie die liberalen, von der USA finanziell unterstützten Parteien der „Alianza Liberal Nicaragüense“ (ALN) und die „Partido Liberal Constitucionalista“ (PLC).

Nach monatelangem Wahlkampf wurde es am Wahlsonntag in Nicaragua sehr still, bis zwei Tage später die offiziellen Ergebnisse bekannt gegeben wurden, in denen sich Daniel Ortega, der Kandidat der FSLN, früherer Guerilla-Führer und ehemaliger erster Staatschef nach der sandinistischen Revolution mit 38,1

Prozent der Stimmen gegen den konservativen Kandidaten der ALN, Eduardo Montealegre, durchsetzte, der nur 29 Prozent der Stimmen auf sich vereinigen konnte. Ortega, der seit 1990 bei drei Wahlen den konservativen Kandidaten der Liberalen Verfassungspartei (PLC) unterlegen war, führte damit die linken Sandinisten 16 Jahre nach deren Machtverlust wieder in die Regierung in Managua.

Der direkte Sieg Ortegas wurde durch ein neues Wahlgesetz ermöglicht, das besagt, dass derjenige Kandidat die Wahl schon im ersten Durchgang für sich entscheidet, der über 35 Prozent der Stimmen auf sich vereinigt. Die Differenz zum Zweitplatzierten muss dabei mehr als fünf Prozent betragen.

Darüber hinaus profitierte er vom Zerwürfnis der beiden liberalen Parteien, das nun dazu führte, dass Daniel Ortega seit dem 8. Novem-

ber 2006 rechtmäßiger und international anerkannter Präsident von Nicaragua ist und die Sandinisten auch in der *asamblea nacional*, dem nicaraguanischen Parlament, die Mehrheit besitzen.

Die Wahl war von der EU, der OAS und Delegationen weiterer Staaten mit insgesamt 11.000 Wahlbeobachtern beobachtet und mit Ausnahme der US-Delegation übereinstimmend als fair und transparent anerkannt worden. Insgesamt verlief die Abstimmung ruhig und ohne Zwischenfälle. Die kubanische Regierung (Fidel Castro) und die venezolanische Regierung (Hugo Chavez) gratulierten umgehend zum Wahlsieg und auch die Europäische Union und die USA kündigten an, eine von Daniel Ortega geführte sandinistische Regierung unter bestimmten Bedingungen weiterhin zu unterstützen. ■■

> Informationen zum Autor s. Seite 23

„iDaniel presidente!“

Alte Liebe rostet nicht

von Stefan Baschel und Patrick Jost,
Nicaragua

Der ehemalige *Comandante* ist nach 16 Jahren wieder an der Macht und verspricht einmal mehr Arbeit und Wohlstand für das Volk - ein neuer Volksheld oder ein korrupter Opportunist?

Es ist Montag, der 6. November 2006. Um drei Uhr nachmittags, kurz nachdem der dritte Wahlbericht vom CSE (Wahlrat) verlesen wurde, wird es auf einmal laut auf den Straßen, sehr laut: Hunderte Autos, Motorräder, *camionetas*¹ und *camiones*¹ rauschen vorbei, überfüllt von begeisterten, überschwänglich vor Freude jubelnden FSLN-Anhängern („Frente Sandinista de la Liberación Nacional“, „Sandinistische Volksbefreiungsfront“), schwarz-rote und neuerdings rosa-farbene Fahnen schwenkend.

Beim vierten Anlauf hat er es also doch noch einmal geschafft: Daniel Ortega löst nach anderthalb Jahrzehnten die rechtsliberalen Konservativen ab und ist nun, nachdem er in den 80er-Jahren während des Bürgerkrieges schon einmal regierte, wieder an der Macht.

Damals, kurz nach dem Sturz der *Somoza*-Diktatur, konnte der *Comandante* die Lebenssituation der nicaraguanischen Bevölkerung schnell verbessern, die Analphabetisierungsrate sank von 50 auf 11 Prozent, neue Schulen und Krankenhäuser wurden gebaut und Nicaragua hatte tatsächlich die Chance, dem Teufelskreis von Armut und Unterdrückung zu entkommen. Doch durch den, weitestgehend von den USA finanzierten, *Contra*-Bürgerkrieg und ein Handelsembargo erlebte die Bevölkerung eine so grausame und (miss-)wirtschaftlich chaotische Zeit (mit einer Inflation von 38.000 Prozent im Jahr 1988), dass Ortega bei den ersten freien Wahlen 1990 nicht wiedergewählt wurde. Da sich seitdem die Lage aber auch



nicht wirklich verbessert hat, schien es nun endgültig Zeit zu sein für einen Machtwechsel, nicht zuletzt durch die von Ortega initiierten Wahlgesetzesänderungen.

Diese neuen Gesetze besagen, dass derjenige die Wahl schon im ersten Durchgang für sich entschieden hat, der über 35 Prozent der Stimmen auf sich vereinigt. Allerdings nur, wenn die Differenz zum Zweitplatzierten mehr als fünf Prozent beträgt.

Ortega hatte vor der Wahl den venezolanischen Präsident Hugo Chávez auf seiner Seite, um ein „anti-amerikanisches, linkes Südamerika zu bilden“, während seinem Kontrahent, dem rechtsgerichteten Bankier Montealegre („Alianza Liberal Nicaragüense“, ALN) nachgesagt wird von den USA unterstützt worden zu sein.



Die Wahl muss allgemein aber auch im Kontext eines sich abzeichnenden, gesamt-südamerikanischen Linksrucks gesehen werden. Bereits auf Kuba, in Venezuela, Bolivien und seit neuestem auch in Ecuador ist diese Bewegung zur politischen Realität geworden.

Fidel Castro gehörte zu den ersten Gratulanten: „Der grandiose sandinistische Sieg erfüllt unser Volk mit Freude und er ist einmal mehr eine Schmach für die terroristische Regierung der Vereinigten Staaten“. Nicaragua fügt sich mit dem Wahlerfolg Ortegas als kleiner, aber wichtiger Baustein in diese Reihe ein.

Inwieweit die bereits im Vorfeld von allen Seiten angekündigte Kooperation umgesetzt wird, ist abzuwarten. Jedoch dürfte das politische Geschehen im durch die Monroe-Doktrin selbst erklärten Einflussbereich der USA jetzt schon ein Dorn im Auge Washingtons sein, besonders da alle mittelamerikanischen Staaten bislang als pro-amerikanischer Hinterhof dienten, aus dem Nicaragua nun wegbricht. Das Weiße Haus hatte im Vorhinein nicht nur damit gedroht, die Entwicklungshilfe einzustellen, sondern auch das Verschicken des Geldes, welches eine

¹kleiner Lastwagen oder Pickup

Viertelmillion Nicaraguaner in den USA verdienen und an die Familien in der Heimat senden, zu verbieten. Insgesamt beträgt die Summe dieses Geldes jährlich ca. 1,2 Millionen Dollar. Außerdem setzten die USA im Vorfeld alles daran, dass die beiden rechten Partei ALN und PLC zusammen einen großen Kontrahenten Ortega stellen. Letztendlich mussten aber auch die Vereinigten Staaten das Wahlergebnis akzeptieren, da einer der offiziellen Wahlbeobachter und nebenbei ehemaliger Präsident der Vereinigten Staaten von Amerika, Jimmy Carter, an dem „transparenten Wahlverlauf“ in Nicaragua nichts auszusetzen hatte.

Der Triumphzug Ortegas konnte somit nicht aufgehalten werden. Die regierende Partei der Rechtsliberalen hatte sich schon vor den Wahlen in zwei Parteien aufgespalten.

Mit der katholischen Kirche, welcher 80% der Nicaraguaner angehören, stellte Ortega

sich gut, indem er ein totales Abtreibungsverbot erließ, das sogar bei Risikoschwangerschaft und Vergewaltigung eintritt. Der Regierungspartei war auch der letzte Trumpf aus dem Ärmel gezogen worden. Diese hatten vor der Wahl einen in Nicaragua schon altbekannten Plan ausgegraben. Gebaut werden sollte ein Kanal, der den Pazifik mit dem Atlantik verbindet, da die Kapazitäten des Panama-Kanals nicht mehr ausreichen. Am 22. Oktober wurde in Panama jedoch ein Referendum gefällt, welches dem umstrittenen Ausbau des schon vorhandenen Kanals zustimmte, und den Bau in Nicaragua damit zunichte machte. Nicaragua, welches noch nicht einmal eine durchgehende Straße vom Atlantik zum Pazifik besitzt, hätte

der Kanal vermeintlich Wohlstand und einen wirtschaftlichen Aufschwung gebracht. Diese Umstände ebneten den Weg zum Sieg Ortegas, welcher nun eine neue Perspektive für Nicaragua, und ein Stück weit für ganz Lateinamerika darstellen könnte.

Quellen: T.C. Boyle – America

Verwandte Artikel:

- [11 _Wahlen in Nicaragua](#)
- [22 _Interview: Ausbeutung Nicaraguas](#)
- [42 _Fußball in Nueva Guinea](#)



■ Die Autoren:

Stefan Baschel (l.) 19 Jahre, und **Patrik Jost**, 21 Jahre, arbeiten derzeit in Nueva Guinea, Nicaragua in der Montessori-Schule Jan Amos Comenius.



Regierungsprogramm der FSLN

Wofür stehen die Sandinisten heute?

von Manuel Beier, Nicaragua

Institutionelle Reformen

Der ehemalige Präsident (1985-1990) nimmt sich vor, die stark auseinander klaffenden Lohnverhältnisse im öffentlichen Sektor durch Lohnerhöhungen besonders in den Bereichen Erziehung und Gesundheit und der gleichzeitigen Senkung der „Megalöhne“ der Abgeordneten und des Präsidenten zu harmonisieren.

Die Korruption soll durch eine Form von direkter Demokratie durch Bürgerversammlungen im Zaum gehalten werden, die auf lokaler und nationaler Ebene staatliche Projekte kontrollieren, sowie an deren Gestaltung mithelfen sollen. Zusätzlich soll dafür gesorgt werden, dass bestehende Gesetze eingehalten werden.

Abgesehen davon soll eine umfassende Dezentralisierung stattfinden, die den *municipios* (kleinste Verwaltungseinheit in Nicaragua)



Wandernde VerkäuferInnen prägen das Straßenbild Nicaraguas

zehn Prozent des Staatshaushaltes sichern soll und Personal von den Ministerien abzieht, um sie den Gemeinden zur Verfügung zu stellen. Kleine, finanzschwache *municipios* sollen sich zu Konsortien zusammenschließen können, um

Projekte zur Entwicklung derselben angehen zu können. In allen öffentlichen Institutionen soll ein 50-prozentiger Frauenanteil erreicht werden.

Wirtschaftliche Entwicklung

In der sandinistischen Wirtschaftsauffassung wird der Staat als Akteur angesehen, der das Wirtschaftswachstum, sowie die Verteilung der Einkommen aktiv beeinflussen soll. Ein massives Kreditprogramm seitens des Staates mit Hilfe einer eigens dafür zu schaffenden Bank, die niedrig verzinsten Kredite an kleine und mittlere Unternehmen sowie landwirtschaftliche Produzenten geben soll, soll das Wirtschaftswachstum ankurbeln. Des Weiteren soll staatliche Hilfe in den Bereichen Kommerzialisierung und Technisierung an die Produzenten und Unternehmen angeboten werden.

Die privaten Banken werden mit staatlicher Unterstützung Kreditprogramme zu niedrigen Zinsen anbieten und auch der informelle Sektor (vor allem Straßenverkäufer u.ä.) soll in einem eigenen Programm Unterstützung erhalten.

Durch Infrastrukturprojekte sollen Arbeitsplätze geschaffen werden, die gleichzeitig das Wirtschaftswachstum ankurbeln, bei gegebenen Bedingungen könnte eines dieser Projekte sogar der Kanal durch Nicaragua sein, ein Pendant zum Panama-Kanal, der große Mengen an Dividen in die Wirtschaft des Landes spülen würde.

Die FSLN besteht auf dem Prinzip der gemischten Wirtschaft. Das bedeutet, dass alle Dienstleistungen, die unerlässlich für die gesamte Bevölkerung sind, wie Gesundheit, Wasserversorgung und Strom in den Händen des Staates sind. Dabei soll allerdings das Privateigentum respektiert werden. Das betrifft ebenso die „freien Produktionszonen“, in denen Kleidung und andere arbeitsaufwändige Produkte von transnationalen Unternehmen gefertigt werden. Jedoch sollen diese sich den Umwelt- und Arbeitsschutzaufgaben der nicaraguanischen Gesetzgebung unterwerfen und Steuern an den Staat abführen, was bisher nicht der Fall ist.

Umwelt



Müllberg in Masaya, Nicaragua

Projekte im Tourismus und Umweltschutz sollen vom Staat angeregt werden. Die bisherigen Gesetze, die die Unversehrtheit der Regenwaldreserven garantieren sollen, sollen konsequent angewandt werden. Die Rech-

te der Arbeiter und somit auch der Schutz der Umwelt sollen gestärkt werden, wenn es sich um Minen oder kontaminierende Fabriken handelt. Der Gebrauch der natürlichen Ressourcen soll rationalisiert werden.

Energiesektor

Die FSLN spricht sich dafür aus, dass alle grundlegenden Dienstleistungen im Besitz des Staates bleiben sollen, was die Elektrizität mit einschließt. Allerdings wird die Verstaatlichung der Stromversorgung nicht direkt erwähnt.

Um die Stromerzeugung zu erhöhen, sollen Bündnisse zwischen nationalen wie internationalen Privatunternehmen und der öffentlichen Hand angestrebt werden, so dass gemeinsam in den Sektor investiert wird, wobei allerdings der Staat Hauptanteilseigner bleibt. Der Anteil des Öls an der Stromproduktion soll durch Stärkung alternativer Technologien, wie Biomasse-, Wasser-, Wind-, Solar- und geothermische Kraftwerke, deutlich zurückgeschraubt werden.

Um bereits auf kurze Sicht dem Problem eine Abhilfe zu schaffen, sollen neben Großprojekten auch kleine Wasserkraftwerke entstehen, die in den Gebieten mit ungenügender Versorgung installiert werden sollen.

Bei der Finanzierung dieser wird die Lieferung von Öl aus Venezuela, das einer sandinistischen Regierung auf mehr als zwei Jahrzehnte hinaus verbilligte Öllieferungen zusichern würde, eine wichtige Rolle spielen, denn die Ersparnisse aus diesem Abkommen werden ausschließlich der Ausweitung des Produktionsvolumens an Energie dienen.

Bildung und Gesundheit

Bei der FSLN haben Bildung und Gesundheit einen sehr hohen Stellenwert. Eines der wichtigsten Ziele ist es, beide Dienstleistungen allen Menschen der Nation kostenlos zur Verfügung zu stellen. Dies soll nicht durch Haushaltsengpässe beeinflusst werden.

Die Prävention von Krankheiten soll in der Gesundheitspolitik der sandinistischen Regierung hohe Priorität genießen, dazu gehören massive Impfkampagnen, Gesundheitserziehung und Einhaltung der Sicherheitsmaßnahmen für FabrikarbeiterInnen.

In den nächsten fünf Jahren soll die Versorgung der Nicaraguaner durch den Bau neuer Krankenhäuser und Gesundheitsposten, sowie deren Ausstattung mit ausreichend medizinischer Ausrüstung und Medikamenten, ausgebaut und qualitativ verbessert werden.

Die Regierungen Kubas und Venezuelas werden Nicaragua kurzfristig mit Ärzten und Kran-



Freiwilliger Stefan beim Unterricht (2004)

kenschwestern aushelfen und auf mittlere Sicht medizinisches Personal in Nicaragua ausbilden.

Die höchste Priorität im Bildungssystem liegt auf der Grundschulziehung, dem ganzen Volk sollen die Basiskenntnisse in Mathematik und Spanisch zuteil werden. Das Recht auf kostenlose Bildung ist für die Sandinisten unumstößlich.

Abgesehen davon sollen die Lehrpläne praxisnaher werden und mehr interdisziplinäre Elemente enthalten, sowie Forschung und Unternehmertegeist stärken. Eine weitere Neuerung wird die massive Einführung von Informatikkursen in Stadt und Land sein.

Den Studenten verspricht Ortega die Einhaltung des bisher geltenden Gesetzes, dass sechs Prozent des Staatshaushalts in die Universitäten fließen. ■■

Verwandte Artikel:

- [11 _Wahlen in Nicaragua](#)
- [22 _Interview: Ausbeutung Nicaraguas](#)
- [42 _Fußball in Nueva Guinea](#)

Der Autor:

Manuel Beier, 20 Jahre, Freiwilliger des letzten Jahrgangs (2005-06), beendete vor kurzem seinen Dienst in Nueva Guinea, Nicaragua.



Nahost

Gefangen in der Abwärtsspirale

Warum die gesamte Politik im Nahen Osten immer mehr an Boden verliert

von Martin Krebs, Israel

Die neueste Eskalation im Konflikt zwischen Palästina und Israel ist ein Spiegelbild der Ratlosigkeit seiner politischen Führungseliten. Die Region befindet sich in einem anhaltenden Abwärtstrend, der größtenteils hausgemacht ist - ein Gemisch aus politischer Schwäche, strukturellen Fehleinschätzungen und weit geschürten Ängsten lässt die Spirale immer schneller drehen.

Es sind die frühen Morgenstunden des 8. November als die Welt einmal wieder aufhorcht, um für kurze Zeit ihre Augen auf den Konflikt zu richten: Es ist jener fatale Morgen an dem im Gaza-Streifen 22 Palästinenser durch einen Angriff des israelischen Militärs zu Tode kommen. Altbekannte Bilder von wutentbrannten Menschenmassen auf dem Trauerzug gehen um die Welt. Nur kurze Zeit später ruft die regierende Hamas nach über einem Jahr Waffenstillstand wieder zu Anschlägen auf. Weitere sieben Tage später erlebt man das gleiche Bild, diesmal knappe 20 Kilometer weiter nord-östlich: Sechs palästinensische Raketen landen in der israelischen Stadt Sderot. Eins der Quassam-Geschosse trifft eine Frau tödlich. Als sofortige Reaktion fordern israelische Minister die Ausweitung des militärischen Einsatzes in Gaza.

Die letzten Wochen verdeutlichen auf tragische Weise den ständigen Abwärtstrend seit dem Scheitern von Oslo. Schon lange lässt sich kein Stück mehr aus der immer länger gewordenen Gewaltekette lösen, denn jeder Angriff - auf beiden Seiten - ist in der eigenen Argumentation zu allererst ein Verteidigungsschlag. Dieser ist aber gleichzeitig ein Schlag ins Gesicht all derer, die unschuldig Leid zu beklagen haben, denn die Opfer sind nur selten die Schuldigen.

Es sind eben nicht die Entscheidungsträger, die für ihre Fehler bestraft werden - die gerade dafür bestraft werden müssten, keine oder falsche Entscheidungen getroffen zu haben, vor allem da es diese Fehlentscheidungen sind, die den Konflikt immer weiter anheizen. Denn sie haben ihre direkten Auswirkungen einmal mehr nicht auf der großen Bühne im politischen Rampenlicht, sondern in den Köpfen der Menschen. Genau an der Stelle, die danach als Entstehungsort für die immer tiefgreifendere Radikalisierung der Gesellschaft ausgemacht werden kann.

Eine Radikalisierung, die auf beiden Seiten zu beobachten ist. Fundamentalismus als ein Zeichen dafür, dass zu viel schief lief, begonnen beim wohl größten Fehler der israelischen Arbeiterpartei: dem Beginn der Siedlungspolitik in den besetzten Gebieten. Denn die Vorstellung, mit Hilfe radikaler Siedler eine geographische Abgrenzung zwischen Jordanien und der Westbank (und mittlerweile zum Beispiel auch zwischen Ost-Jerusalem und der Westbank) herzustellen, war keineswegs die Idee rechtsgerichteter Kräfte. Ganz im Gegenteil: Die meisten Siedlungen östlich der „Grünen Linie“ entstanden unter dem heutigen Friedensnobelpreisträger Jitzchak Rabin, mit verheerenden Folgen.



Graffiti auf der Trennmauer

Zum einen muss man sich heute mit immer stärker vom Gedanken Groß-Israels getragenen, radikalen Siedlergruppen auseinandersetzen, die weiter illegale Erweite-



rungen - so genannte „Outposts“ - errichten. Diese sind sowohl der „Road Map“ als auch israelischem Recht folgend illegal, werden aber weiterhin vom Verteidigungsminister Amir Peretz geduldet. Die Exekutive hat weiterhin einen höheren Stellenwert als das Recht. Zum anderen hat man danach vielen eher säkularen Juden zu günstigem Wohn- und Lebensraum verholfen, zu dessen Aufgabe heute keiner mehr gewillt sein wird. Somit hat man auch noch die moderaten Kräfte in die Problematik mit eingespannt. Dazu kommt noch, dass viele schon gar nicht mehr wissen, an welchen Stellen die Waffenstillstandslinie von 1967 verlief, an deren Ausrichtung die internationale Gemeinschaft immer noch die einzig akzeptable Grenzlinie sieht. Die Siedlungspolitik ist in Israel damit zu einem non-existent Problem geworden - ein tragischer Trugschluss.

Denn die palästinensische Bevölkerung sieht sich damit nach den Vertreibungen und Enteignungen während des Unabhängigkeitskrieges mit derselben Problematik konfrontiert, diesmal aber schleichend im eigenen Territorium. Denn abgesehen davon, dass fast die Hälfte aller Siedlungen auf palästinensischem Privatbesitz entstanden und nur durch die schwammige Verklau-sulierung von „israelischen Sicherheitsinteressen in Siedlungen“ (Zitat: Supreme Court) überhaupt legal genehmigt sind, stellen vor allem die großen Siedlungsblöcke um Ariel, Ma'ale Adumim und Gush Etzion ein geopolitisches Instrument Israels dar. Sie ragen mit ihren Ausläufern bis zu 21

Kilometer in die knapp 50 Kilometer breite Westbank hinein und trennen damit die palästinensischen Gebiete - scheinbar ähnlich der Idee Liebermanns - in mehrere Teile auf. Dabei liegen sie auch noch auf den Hauptverbindungsrouen der wichtigsten palästinensischen Städte: Während Ariel das ehemals prosperierende Nablus von Ramallah abtrennt, liegen die beiden anderen Blöcke in den Verbindungen zwischen Ramallah und Bethlehem, sowie Bethlehem und Hebron. Sollten selbst die annähernd 30 % der Westbank, die dadurch heute besiedelt sind, durch einen Landaustausch ausgeglichen werden, muss klar sein, dass ein zukünftiger Staat Palästina so nicht überlebensfähig, geschweige denn akzeptiert sein wird.

Besonders eindeutig wird dies durch den Bau des Trennwalls, über dessen Terminologie als Grenzmauer oder Trennzaun immer noch hinfällige Diskussionen geführt werden. Unter dem Motto gebaut, so viel Land aber so wenig arabische Bevölkerung wie möglich an Israel anzuschließen, folgt er den großen Siedlungen und nicht den international anerkannten Grenzen. Damit ist das Leid der arabischen Bevölkerung vorprogrammiert: das der Menschen, die nicht mehr ihre Felder bewirtschaften können, jenes der Kinder, die als Grenze ihres Horizontes neun Meter hohe Mauern begreifen müssen oder der Familien, die durch den Verlauf der Mauer voneinander getrennt werden.

Hinzu kommt der sich damit vollziehende schleichende psychologische Abgrenzungseffekt, den man in beiden Gesellschaften beobachten kann, seitdem sich die Menschen nicht mehr bei

Israelische Siedlung



der Arbeit (es sei daran erinnert, dass vor der zweiten Intifada fast die Hälfte aller Palästinenser in Israel gearbeitet hat), sondern nur noch am Checkpoint hinter Panzerglas begegnen können. Und die daraus resultierenden Probleme, besonders auch wirtschaftlicher Natur, kanalisieren

sich weiterhin nur in Hass auf die Gegenseite. Ein Hass der sich in Demonstrationen und Steine werfenden Kindern ausdrückt und leider auch im Terrorismus, der ebenso verachtenswert ist. Und falsch, wie das Leid durch die Okkupation, denn er verstärkt nur eines: den Druck auf Israels Machthaber zum Handeln - mit noch mehr Entschlossenheit und meistens noch mehr Toden.



Genauso stellt man jetzt das Abschießen von Quassam-Raketen als Reaktion auf Beit Hanoun dar, ein Vergeltungsschlag vergilt den nächsten. Die Diskussionen beschränken sich nur noch auf die Frage, wer angefangen und wer auf wen reagiert hat. Auf beiden Seiten sind die Parteien festgefahren, die Politik verkümmert zu einem Apparat, der nur noch reagiert und keine Ideen mehr vorweist. So wächst das Misstrauen der eigenen Bevölkerung in die Parteien, radikale Kräfte wie die Hamas oder Yisrael Beitenu erhalten stetig Zulauf, aber vor allem steigt das Misstrauen der Bevölkerungen gegeneinander. Gepaart mit der Idee sich vollständig voneinander abzutrennen, die in einem so kleinen Land in dieser geographisch-demographischen Situation einfach unmöglich ist (siehe Jerusalem oder die arabische Minderheit in Israel), spielen all diese Faktoren dem Beginn eines neuen Friedensprozesses entgegen. Dabei ist dieser so bitter nötig.

Doch die Machthaber auf beiden Seiten sind dazu zu schwach. Man ruht sich auf der militärischen Verteidigung aus und versteckt sich hinter lang gebildeten Ideologien. Dass Politik agiert

und Akzente setzen muss, hat man längst verlernt. Nicht mal einer der Beteiligten schafft es die Bedingungen der „Road Map“ zu erfüllen: Weder die Abschwörung von Gewalt und Terrorismus der Palästinenser, noch der Rückzug Israels aus den „illegalen“ Siedlungen wurde wirklich vollzogen. Schuld daran hat aber immer die Gegenseite. Doch es fehlt allein der erste Schritt

diesem Phänomen entgegenzutreten - oder es zumindest zu versuchen.

Was übrig bleibt ist nur die Hoffnung, dass es dafür noch nicht zu spät ist. Denn sühnen werden es auf jeden Fall die Zivilisten in Israel und Palästina, nicht die politischen Eliten. ■■

Verwandte Artikel:

[30_Palästina: Blog](#)

■ Der Autor:



Martin Krebs, 20 Jahre, arbeitet seit September im „Willy-Brandt-Zentrum für Versöhnung“, Jerusalem.

Südafrika

Ein Politiker spaltet das Land

Die Kontroverse um den Präsidentschaftskandidaten Jacob Zuma

von Florian Kienle, Südafrika

Ein Jahr vor der vorentscheidenden Vollversammlung des ANC (African National Congress) ist das Land gespalten und das Rennen um die Präsidentschaft weiterhin offen.

Er ist Polygamist, spricht über Homosexualität als Schande für die Nation, war angeklagt wegen Vergewaltigung und Korruption. Und ist bald schon Präsident? „Warum nicht?“, würde ein Europäer vielleicht müde lächelnd sagen, es handelt sich doch schließlich um Afrika. Da ist man das von den politischen Führern doch irgendwie schon gewöhnt. Doch Jacob Zuma, Vizepräsident des ANC, bewirbt sich nicht um das Präsidentenamt irgendeines afrikanischen Staates, dessen Namen man in Europa gerne mit dem einer exotischen Frucht verwechselt. Er schickt sich an, Präsident Südafrikas zu werden. Der Präsident eines Landes, das ein Vorbild für ganz Afrika sein will. Vorbild in Sachen Demokratie, Menschenrechte und Pressefreiheit.

Bis vor einiger Zeit ging alles einen erwartungsgemäßen Gang. Jacob Zuma wurde zum Vizepräsident des ANC gewählt und fungierte somit als Vertreter von Parteichef Thabo Mbeki. Er galt in der ANC-Tradition

damit als legitimer Kandidat der Partei bei den Präsidentschaftswahlen 2009, um dann möglicherweise den derzeit regierenden Staatschef Mbeki zu beerben. Doch dann entfaltete sich eine Geschichte, mit deren neuesten Entwicklungen sich gegenwärtig sowohl der ANC als auch Südafrika täglich auseinandersetzen.

Zunächst sorgten die Verwicklungen Jacob Zumas in dubiose Finanzgeschäfte für Aufruhr und beschäftigen seither die Staatsanwaltschaften. Wie sein ehemaliger Finanzberater Shabir Shaik spielte der Sohn eines Polizisten und einer Haushälterin 1999 bei obskuren Waffendeals des südafrikanischen Staates mit französischen Rüstungsfirmen eine undurchsichtige Rolle. Zuma wird vorgeworfen, Bestechungsgelder angenommen zu haben. Shaik wurde wegen diesem Delikt zu einer 15-jährigen Gefängnisstrafe verurteilt, die er vor kurzem antrat. Auch Zuma wurde angeklagt und infolge dessen von Thabo Mbeki seines Postens als Vizepräsident Südafrikas enthoben. Das Amt als ANC-Vizepräsident musste er einstweilen ruhen lassen. Zumas Fall wurde mehrmals vertagt und im September 2006 wegen Fehlern der Behörden bei der Strafverfolgung eingestellt. Der ANC erlaubte seinem Vizepräsidenten folglich wieder die Ausübung seines Amtes. Viele Stimmen warnen, eine Präsidentschaftskandidatur Jacob Zumas hätte katastrophale Auswirkungen für Südafrika. Die staatliche Strafverfolgungsbehörde „National Prosecuting Authority“ (NPA) arbeitet derweil an einer Neuauflage der Anklage.

Anfang 2006 war



es nicht das Geld sondern die Lust, die Jacob Zuma zu einem großen Fehltritt verleitete. Er hatte ungeschützten Geschlechtsverkehr mit einer HIV-positiven Frau, wurde angeklagt wegen Vergewaltigung, aber schließlich freigesprochen, da das Gericht befand, der Geschlechtsverkehr habe „im gegenseitigem Einvernehmen“ stattgefunden. Zuma gab während der Verhandlung an, seine Anklägerin habe ihn wissen lassen, dass sie Sex wolle, indem sie einen kurzen Rock trug, und die Knie beim Sitzen auseinander hielt. Außerdem, so gab er zu Protokoll, habe er nach dem Akt geduscht, um das Risiko einer Infektion zu mindern. Gerade in einem Land, in dem täglich über 600 Menschen an den Folgen von AIDS sterben und ca. 25 % der Bevölkerung mit dem tödlichen Virus infiziert sind, mutet das Verhalten Zumas, der von der Presse nur noch als Witzfigur mit „Dusch-Kopf“ karikiert wird, befremdlich an.

Wer nun einen moderaten Zuma erwartet hätte, hatte ebenfalls weit gefehlt. Denn am „Heritage Day“, an dem ganz Südafrika sein kulturelles Erbe feiert, nahm Jacob Zuma Artikel 2 der Verfassung („The state may not unfairly discriminate directly or indirectly

Freiwilliger Manuel mit Projektkindern (2004)



against anyone on one or more grounds, including race, gender, sex...sexual orientation..." nicht ganz so ernst, als er sagte, die Ehe gleichgeschlechtlicher Paare sei eine Schande für das Land und eine Beleidigung Gottes. „When I was growing up“, so Zuma, „ungqingili (ein homosexueller Mann) would not have stood in front of me. I would knock him out.“

Der politische Beobachter stellt sich nun zu Recht zwei wichtige Fragen: Erstens: Kann dieser Mann ein Vorbild für Südafrika sein und ein Land, gebeutelt von Armut, AIDS und den Folgen der Apartheid aus dem Tal der Tränen zur Regenbogenation führen? Und: Warum findet Zuma immer noch so großen Rückhalt in der Bevölkerung?

Nun, die Antwort auf die erste Frage hängt vom Betrachter ab. Aus einem europäischen Blickwinkel wäre die Antwort klar. Nein, dieser Mann kann weder ein Vorbild sein noch ein Land führen. Doch in der Realität ist die Sache weitaus komplizierter und komplexer als sie auf den ersten Blick scheinen mag.

In der Diskussion um die Person Jacob Zumas spiegelt sich in gewisser Weise die Gesellschaft und die Lage des ganzen Landes wieder. So zeugen Zumas Aussagen zu Homosexualität, Frauen und Sex von einer sehr konservativen und traditionellen Einstellung. Und das ist genau der Punkt. Traditionen spielen in Südafrika immer noch eine große Rolle. So erntet Zuma für seine Aussagen gleichermaßen Beifall wie Unverständnis. Denn Südafrika, das kann man an dieser Diskussion sehen, befindet sich irgendwo zwischen einem traditionellem Zulu-Tanz

und europäischer Technomusik, zu der die Jugendlichen Kapstadts tanzen.

Dies beantwortet in gewisser Weise auch die zweite Frage. Zuma, der die Schule nach der sechsten Klasse verließ, findet vor allem in der armen Bevölkerung Südafrikas große Unterstützung. Er gibt sich als Mann des Volkes, als Mann, der die Sorgen der Armen und Mittellosen kennt und bekämpft. Damit steht er im völligen Kontrast zu dem eher als Intellektuellem auftretenden Thabo Mbeki, der bei der armen Bevölkerung einen eher abgehobenen Eindruck hinterlässt. Weiterhin findet Zuma nahezu rückhaltlose Unterstützung in der „Youth League“ des ANC, die stur auf die Tradition der Partei pocht, nach der der Vizepräsident des ANC der nächste Präsident wird. Zudem teilen sich Kritiker und Unterstützer Jacob Zumas an der politischen Demarkationslinie: Der linke Flügel des ANC, zum Gros bestehend aus erwähnter Jugendorganisation, dem Dachverband der Gewerkschaften und der „South African Communist Party“, vermutet hinter der Affäre eine Verschwörung der neoliberalen Fraktion um Präsident Mbeki. Ferner fordert die Bevölkerungsgruppe der Zulus mehrheitlich, dass der nächste Präsidentschaftskandidat des ANC ein Zulu sein soll, nachdem die beiden bisherigen Präsidenten Nelson Mandela und Thabo Mbeki Xhosa-Familien entstammen.

So steht der ANC ein Jahr vor seiner Vollversammlung vor einer Zerreißprobe zwischen dem Lager Mbekis und dem Zumas. Die große Frage ist, ob der ANC es wirklich wagen wird Jacob Zuma als seinen Kandidat für die Präsidentschaftswahlen 2009 aufzustellen. Denn mit ca. 500 000 Mitgliedern ist der ANC zwar mit Abstand die stärkste Partei im Land, trotzdem haben bei der letzten Wahlen über 10 Millionen Nicht-Mitglieder für den ANC gestimmt. Doch wo sind die Alternativen? Es bleiben eigentlich nur zwei Möglichkeiten. Die erste wäre, dass Thabo Mbeki eine dritte Amtsperiode anstreben würde. Da dafür aber



■ Unterstützen Sie die gemeinnützige Arbeit der Weltweiten Initiative für Soziales Engagement e.V.:

Bank für Sozialwirtschaft
BLZ 550 20 500
Spendenkontonr. 861 1300
Verwendungszweck: „SPENDE“

erst die Verfassung geändert werden müsste, scheint dies eher unwahrscheinlich. Die andere Möglichkeit wäre ein duales Machtssystem, nachdem Zuma zwar Präsident des ANC werden würde, aber ein Kompromisskandidat, der beide Seiten zufrieden stellt, bei den Wahlen das Amt des Staatsschefs anstrebt. Doch wer käme da in Frage? Momentan sind zwei Namen im Spiel. Kgalema Motlanthe, Generalsekretär des ANC und Tokyo Sexwale, Geschäftsmann und ehemaliger Präsident der Provinz Gauteng. Auch Zumas Nachfolgerin als stellvertretender Staatspräsident, Phumzile Mlambo-Ngcuka, wird als Kandidatin gehandelt. Eines steht aber in jedem Falle fest: Der ANC und ganz Südafrika befinden sich in einer Führungskrise. Glaubwürdige Politiker sind rar geworden im Land am Kap der guten Hoffnung. ■■

■ Der Autor:

Florian Kienle, 20 Jahre, arbeitet seit August in der *Harding Special School*, Südafrika (s. Seite 26)



Verwandte Artikel:

- 26 _Projektbeschreibung: Harding Special School, Südafrika
- 27 _Freiwillige Privat: Harding, Südafrika
- 39 _Wohin, Südafrika?

Mexiko

Mehr Fluch als Segen

Das Nordamerikanische Freihandelsabkommen (NAFTA) und seine Auswirkungen

von Moritz Binz, Mexiko

Als am 1. Januar 1994 das Freihandelsabkommen NAFTA („North American Free Trade Agreement“) von den Präsidenten der drei Mitgliedsstaaten USA, Kanada und Mexiko unterzeichnet wurde, versprach man sich in Wirtschaftskreisen viel von dessen Vertragswerk.

Die Abschaffung zahlloser Zölle sollte Mexiko in die Reihen der Industrienationen rücken, das Land den Status eines Schwellenlandes hinter sich lassen. Der Handel, so nahm man an, würde durch die Zollfreiheit angetrieben werden. Die Freihandelszone der Europäischen Union (EU) sollte als Beispiel dienen. Allerdings propagiert das NAFTA ausschließlich die positiven Auswirkungen des Marktes, wohingegen die EU beispielsweise beim Eintritt Spaniens und Portugals in die europäische Freihandelszone durch „regionale Ausgleichsfonds“ wirtschaftsschwache Regionen zusätzlich förderte.

Das NAFTA ist seit jeher die Grundlage für Mexikos neoliberale Wirtschaftspolitik. Salinas de Gortari, Präsident Mexikos bis 1994, versprach die Schaffung von zahlreichen Arbeitsplätzen und ein jährliches Wirtschaftswachstum von sieben Prozent zur Überwindung der vorherrschenden Armut. Im Zuge der vorgegebenen Strukturanpassungsprogramme wurden knapp 800 staatliche Unternehmen privatisiert, die gesamte Wirtschaft dereguliert und internationale Unternehmen durch Subventionen unterstützt.

Die Auswirkungen des NAFTA auf Mexiko sind verheerend, wenn man zwölf Jahre später hinter die Kulissen blickt.

Zwar hat das NAFTA die Exportmenge des Landes verdreifacht, jedoch auch so sehr polarisiert, dass heute 90 Prozent des mexikanischen Außenhandels mit den USA abgewickelt werden und der mexikanische Exportmarkt dadurch extrem abhängig vom US-amerikanischen Importvolumen ist. Außerdem beruht dieses Exportwachstum nur auf wenigen Wirtschaftsbereichen, weshalb das Wachstum sich kaum auf das Gesamtwirtschaftswachstum auswirkte. Die angestrebten sieben Prozent wurden weit verfehlt.



Stiller Protest gegen das Freihandelsabkommen

Durch die gezielte Förderung der Großkonzerne schrumpfte der mexikanische Mittelstand gegen null, die Schere zwischen Arm und Reich öffnete sich weiter. Der Menschenrechts- und Entwicklungsexperte Raul Lugo von der Nichtregierungsorganisation „Dignación“ zählt auch die deutlich steigende Emigrationsrate in die USA zu den Folgen, da es in der wachsenden Unterschicht an Perspektiven im eigenen Land mangelt. Im Lohnvergleich stiegen die Verdienste der US-Industriearbeiter 1999 auf das 7,3-fache der mexikanischen Industriearbeiter, die USA nutzen die billigen Standorte und das niedrige Lohnniveau im Norden Mexikos für ihre Zwecke aus.

Des Weiteren beschreibt Lugo, wie auch Alberto Arroyo, Sozialwissenschaftler der anerkannten Autonomen Universität Mexikos (UNAM) und Verfasser vieler Studien über die Auswirkungen des NAFTA, die fatalen Folgen für die indigene Bevölkerung Mexikos.

Das Freihandelsabkommen forderte mit seiner Unterzeichnung die Länder auf, die Gesetze bezüglich des Landbesitzes anzugleichen. In Mexiko geschah dies in Form einer Verfassungsänderung von Artikel 27, der sämtliches Land dem Staat zusprach, der dieses wiederum an die Gemeinden wei-

tergab. Eine Privatisierung des Landes war ausgeschlossen, der „kollektive Landbesitz“ in den Gemeinden diente vielen Bauern, darunter große Teile der indigenen Bevölkerung, als Sicherung der Selbstversorgung und somit der eigenen Existenz.

Die Abänderung dieses so genannten „Ejido-Systems“ und die plötzliche Einführung kapitalistischer Produktionsweisen zerriss die sozialen Netze der Landbevölkerung, die an Besitz kaum etwas zu verlieren hatten, und

weckte das Interesse internationaler Firmen und Großgrundbesitzer, die bald darauf Ländereien vom Staat kaufen konnten. Die staatliche Förderung der „Ejidos“ (Gemeinden) wurde gestrichen, vielmehr erhielten nun Unternehmer die beliebten Gelder. Innerhalb weniger Jahre konzentrierte sich die landwirtschaftliche Produktion auf eine kleine Zahl mächtiger und finanzstarker Unternehmen. Schätzungen zufolge mussten 500.000 - 700.000 Bauern ihre Existenz in Folge dessen aufgeben.

Am schwersten traf die Bauern dabei die Privatisierung des Maisanbaus. Zusammen mit dem Bohnenanbau werden hierfür 70

Prozent der mexikanischen Anbaufläche genutzt.

Das staatliche Unternehmen CONASUPO, zuständig für die Regulierung der Maispreise, wurde aufgelöst und es entstand ein Kartell der Firmen Maseca und Minsa, das nun die Preise für mexikanischen Mais durch nur halb so teure Importe aus den USA nach unten schrauben. Ein weiterer Grund für die Verarmung und Landflucht der Landbevölkerung Mexikos.

besteht Einigkeit darin, dass eine rückwärtige Entwicklung zu einer „genfreien“ mexikanischen Landwirtschaft, wie sie die Verfassung vorsieht, ausgeschlossen ist.

Der Privatwirtschaft wird gar ein so großer Machtzugewinn eingeräumt, dass der Staat heutzutage kaum mehr seine Souveränität in Form einer Lenkungsfunktion der Wirtschaftssysteme wahrnehmen kann. Artikel 11 des Abkommens schreibt ausländi-

Staates verklagen und bei Gewinneinbußen Entschädigungen einfordern.

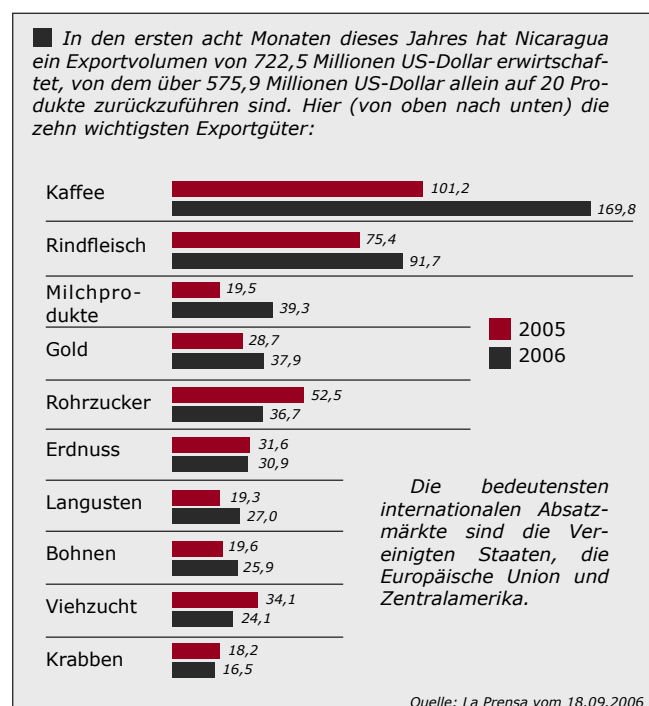
Eine transparente Wirtschaftspolitik ist unmöglich geworden, Korruption und „Schattenwirtschaft“ sind weit reichende Folgen. Ein Drittel des mexikanischen Bruttoinlandsprodukts wird durch Millionen unregistrierter Arbeitsloser erwirtschaftet, da deren Aktivitäten („Fliegende Händler“, Schuhputzer, Straßenmusiker etc.) meist ein lukrativeres Geschäft darstellen, als ein Arbeitsplatz mit einem gesetzlichen Mindestlohn von drei Euro pro Tag.

Angesichts der gravierenden Belastungen in Folge des Abkommens, wächst die Opposition gegen das NAFTA ständig und dies nicht nur in Kreisen der Globalisierungskritiker. Die Euphorie hat sich längst gelegt und Ernüchterung ist eingetreten. Selbst mexikanische Unternehmerkreise nehmen kein Blatt mehr vor den Mund. Carlos Roas, Präsident der mexikanischen Außenhandelskammer, zieht folgende Bilanz: „Ein Mexiko mit 50 Millionen Armen ist kein zukunftsträchtiges Projekt.“ Auch plädiert der mexikanische Multimillionär Carlos Eslim für eine schnellstmögliche Reform des Abkommens.

Die USA hingegen, die Hauptinitiator und Profiteur des Abkommens sind, verlegen sich mittlerweile auf bilaterale Handelsabkommen mit lateinamerikanischen Ländern. Das Großprojekt ALCA, eine Freihandelszone von Feuerland bis Alaska, gilt als gescheitert.

Ob Mexiko sich hingegen wieder aus den Klammern des 15 Jahre geltenden Freihandelsabkommens NAFTA befreien kann, ist eine andere Frage. ■■

Quellen: ORF, www.demographie.de, Reise KnowHow Chiapas/Yucatan



Hinzu kommt, dass 40 Prozent des importierten Mais' genetisch verändert sind. Zwar ist die Aussaat von „Genmais“ in Mexiko verboten, das NAFTA sieht ein solches Verbot für den Import jedoch nicht vor. So gelangt auch der so genannte „Starlink-Mais“, der in den USA nur als Futtermittel erlaubt ist und beim Menschen Allergien hervorrufen soll, auf die mexikanischen Felder. Niemand weiß, wie groß der Anteil von „Genmais“ auf den mexikanischen Anbauflächen ist, jedoch

schen Investoren weit reichende Rechte zu und begrenzt gleichzeitig die Rechte des Staates. Demzufolge besitzt das NAFTA in Mexiko, in Bezug auf die Wirtschaft, eine Art Verfassungsstatus. Gewisse Beschlüsse müssen jedoch nicht einmal die beiden Kammern des mexikanischen Parlaments passieren. So kam es zu zahlreichen Lockerungen der Arbeitsschutz-, Lohn- und Umweltschutzbestimmungen. Die Unternehmen können wirtschaftliche Maßnahmen und Gesetze des

> Informationen zum Autor s. Seite 3

Verwandte Artikel:

- 03 _Volksaufstand in Oaxaca
- 06 _„Otra Campaña“ der Zapatisten
- 09 _Gipfel indigener Völker
- 34 _Umfrage: Mexiko
- 35 _Lakandonien, Mexiko
- 36 _Minenkultur in Bolivien

Bolivien

Santa Cruz im Fieber der *Expocruz* Prestigeveranstaltung und Fiesta der Superlative

von Julian Machicao, Bolivien

Pünktlich zum Frühlingsanfang verwandelt sich die Provinzhauptstadt Santa Cruz de la Sierra in Bolivien jedes Jahr in den Mittelpunkt Südamerikas. Auf dem Messegelände der Stadt wird die größte Wirtschaftsmesse des Kontinents mit 2200 Ausstellern aus 20 Ländern und über 450 000 Besuchern abgehalten.

Dabei handelt es sich allerdings nicht um das banale Ausstellen von Konsumgütern, sondern um eine zweiwöchige Fiesta der Superlative. Pavillons aller Länder werden aufgebaut, um Produkte zu präsentieren. Von der Zahnbürste bis zum komplett eingerichteten Haus findet man dort alles.

Zwischen den Pavillons stehen riesige Zelte, die zum Trinken und Essen einladen, auf der Festwiese finden jeden Abend Konzerte statt, sogar einen Biergarten gibt es. Nimmt man sich genug Zeit für einen Rundgang, so findet man auch bald die Ecke der Wasserbüffel, in der hunderte von weißen Kühen mit Buckeln wie Kamele liegen und darauf warten gekauft zu werden. Ihre Unterkunftsverhältnisse sind eher armselig und die Tiere sehen einen mit traurigen Blicken an. Zum Abend werden sie versteigert, der Höchstpreis beträgt 37.000 Dollar. Zu welchem Zweck die Tiere dienen, bleibt unersicht-

lich. Es ist jedoch davon auszugehen, dass sie zum Essen geschlachtet werden.

Schlendert man weiter zum „Bacardi-Zelt“, sieht man eine Bühne, auf der ein Tanzspektakel stattfindet, das auf neue Geschmacksrichtungen aufmerksam machen soll.



Wasserbüffel auf der EXPO

Jeder Stand wird von Models geschmückt, die die Leute anziehen sollen. In Deutschland wohl eine eher fragwürdige Methode, hier im Land des Machismos aber absolut normal und von allen geduldet.

Auch deutsche Vertreter sind vor Ort und werden jährlich mit bolivianischen Partnern aus Wirtschaft, Politik und Gesellschaft zu einem Empfang geladen. So sieht man auf der Messe die neusten Mercedes-Benz-Modelle und fragt sich, wer sich in einem Land, in dem mehr als die Hälfte der Menschen in Armut lebt, so etwas leisten kann.

Ein weiteres Highlight ist der Amerika-Pavillon, der, obwohl diese Nation auch hier sehr kritisch gesehen wird, erstaunlich gut besucht ist. Dies liegt daran, dass trotz der breiten Kritik jeder hier den Lifestyle der Amerikaner nachahmt.

Darüber hinaus wird zum Wochenende hin die Wahl der „Reina“ (Königin) Südamerikas bestritten: Den gan-

zen Abend über bejubeln Männer Frauen im Bikini, die über den Runway stolzierten.

Wird einem das ganze zu viel, kann man sich in eines der Zelte setzen, um dort mit den Leuten zu reden und die Eindrücke der Expo zu teilen.

In der Retrospektive lässt sich sagen, dass

die Expo nur dazu dient, sich sehen zu lassen und zu zeigen, dass man Geld hat. Der Eintritt ist mit 30 Bolivianos (drei Euro) für hiesige Verhältnisse sehr teuer, auch keines der Produkte ist eigentlich billig. Die Reichen geben sich die Klinke in die Hand und beweisen wieder einmal, dass man auch in einem Land wie Bolivien so leben kann wie in Europa

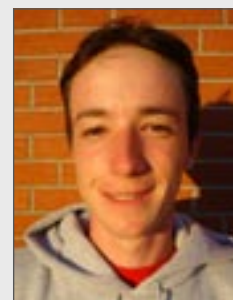
und dabei die Armut leicht auszublenken vermag. Alles in allem war die *Expocruz* insofern ein interessanter Event, als dass sie Möglichkeit gab, den Unterschied zwischen Arm und Reich noch deutlicher zu erkennen. ■■



Mercedes-Benz-Stand

■ Der Autor:

Julian Machicao. Der 20-jährige mit bolivianischer Herkunft arbeitet in der *Comunidad de Productores en Arte (COMPA)* in Santa Cruz, Bolivien.



Nicaragua

„Nicaragua wird ausgebeutet“

Die wirtschaftliche Lage aus der Sicht eines Einheimischen

von Arno Kimmig, Nicaragua

Im Folgenden ein Interview mit dem Agraringenieur und Mitarbeiter der Bürgerrechtsbewegung in Matagalpa, Sergio Sainz, über die ökonomische und ökologische Lage Nicaraguas.

saw: Wie würden Sie die gegenwärtige wirtschaftliche Lage Nicaraguas auf dem Weltmarkt beschreiben?

Sainz: Die nicaraguanische Wirtschaft ist geprägt vom Export von Agrarprodukten wie Fleisch, Kaffee, Kakao Zucker und Vieh. Darüber hinaus gibt es noch einige aufstrebende Wirtschaftszweige wie die Baumwoll- und Erdnussproduktion sowie den Tourismus.

Nach der Handelsbilanz von 2005 exportierte Nicaragua Waren im Wert von 900 Mio. Dollar. Im Vergleich dazu führte es Waren im Wert von 1,7 Mrd. Dollar ein. Dieses Handelsbilanzdefizit macht das Land für externe Verschuldung anfällig.

Ein weiterer wichtiger Wirtschaftsfaktor ist der Transfer von Kapital ausgewanderter Nicaraguaner in ihr Heimatland. So leben etwa eine halbe Million Emigranten in Costa Rica und 200.000 in den USA, sie schicken monatlich Geld nach Nicaragua. Diese Transferleistungen belaufen sich auf jährlich bis zu 600 Mio. Dollar. Zur Zeit ist dies der wichtigste „Wirtschaftszweig“.

saw: Worin besteht Ihrer Meinung nach das größte wirtschaftliche Problem Nicaraguas?

Sainz: Das Hauptproblem besteht in der niedrigen Wettbewerbsfähigkeit im Vergleich zu anderen auf dem Weltmarkt operierenden Ländern. Der durchschnittliche Ertrag aus der Produktion traditioneller Exportgüter ist im Vergleich zu anderen Ländern relativ gering.



Eine weitere Schwierigkeit liegt in der Diversifizierung der Produkte. Nicaragua muss seine Produktpalette erweitern und darf nicht nur das exportieren, was schon vor hundert Jahren ausgeführt wurde. So wie das mit der Malanga, der Erdnuss und der Jamaikarose geschehen ist, deren Erzeugung sich nun schon in der Industrialisierungsphase befindet oder für die pharmazeutische Industrie der Vereinigten Staaten und anderer Länder von Nutzen ist. Aber dafür werden Investitionen und Technologietransfer benötigt. Es muss also eine Förderung dieser Aktivitäten eintreten, ohne die traditionelle Produktion der Grundnahrungsmittel wie Mais, Bohnen und Reis zu gefährden, die die Versorgung der lokalen Märkte gewährleisten.

Eine andere Schwierigkeit ist der Konflikt zwischen der wirtschaftlichen Entwicklung und der Ökologie. Teilweise entwickeln wir uns wirtschaftlich weiter, zerstören jedoch dabei die Umwelt, vergiften Flüsse, schädigen unseren Lebensraum und dies steht im Widerspruch zur Weiterentwicklung Nicaraguas.

saw: Mit welchen weiteren wirtschaftlichen Problemen ist das Land konfrontiert?

Sainz: Ein zusätzliches Problem ist die Arbeitslosigkeit. Deswegen arbeiten über 500.000 unserer Landsleute in Costa Rica.

Dies ist nicht nur eine wirtschaftliche, sondern gleichzeitig eine soziale Herausforderung, da sich die Familien trennen müssen, damit der eine Teil im Ausland arbeiten kann. Gleichzeitig weist Nicaragua eine sehr junge, wirtschaftlich aktive Bevölkerung auf. 52 % der Bevölkerung ist jung, aber die Menschen haben leider keine Arbeit. Und dies steht in direkter Verbindung mit dem Wirtschaftswachstum. Nicaragua besitzt ein großes Potenzial. Es hat eine große Anzahl technisch ausgebildeter Arbeitskräfte, aber es gibt keine Arbeitsmöglichkeiten.

saw: Welche konkreten politischen Maßnahmen müssten getroffen werden, um die vorhin von Ihnen genannten Probleme zu beseitigen?

Sainz: Politische Maßnahmen müssten darauf gerichtet sein, Investitionen auf nationaler Ebene sowie die Beteiligung kleiner und mittlerer Produzenten auf dem lokalen Markt zu verstärken und zu fördern und nicht, wie es die letzte Regierung getan hat, zu vernachlässigen. Ganz im Gegenteil: man muss diese bei rentablen Exportprodukten unterstützen, wie das Beispiel des Kakaoanbaus im Departement Matagalpa zeigt. Der Kakao hat einen florierenden lokalen wie auch internationalen Absatz. Diese Aktivitäten müssen durch technische Hilfen und eine Weiterbildung der Bauern gestützt werden, so dass diese die Produktivität beim Anbau des Kakaos steigern können.

So wie der Kakao können andere Exportgüter dazu dienen, mehr Arbeitsplätze und eine höhere Produktionskapazität zu erzielen und somit mehr Wohlstand im Land zu schaffen.

saw: Wie glauben Sie, wird sich Nicaragua in den nächsten 50 Jahren wirtschaftlich weiterentwickeln und welche Herausforderungen kommen auf das Land zu?

Sainz: Unsere Wirtschaft wird in den nächsten 50 Jahren begrenzt und bedingt sein durch Freihandelsverträge, die letztes Jahr zwischen der nicaraguanischen und der amerikanischen Regierung unterschrieben wurden, sowie anderen Handelsverträgen mit der EU, China, Japan und anderen asiatischen Ländern, die momentan ausgehandelt werden.

Das bietet uns die Möglichkeit von den Vorteilen, die diese Verträge bieten, zu profitieren, um die nationale Volkswirtschaft anzukurbeln.

Andererseits müssen auch Gesetze erlassen werden, damit jene Sektoren oder Produzenten, die durch diese Verträge in Mitleidenschaft gezogen werden, alternative Lösungen finden, die positivere Auswirkungen auf ihre soziale und wirtschaftliche Situation mit sich bringen.

Wer sind aber diese Betroffenen? Es sind die kleinen und mittleren Produzenten von Grundnahrungsmitteln, insbesondere von Mais. Denn die Produktionskosten des Mais sind in unserem Land weitaus höher als in anderen Ländern, in denen darüber hinaus mehr Ertrag pro Fläche erzielt wird. Das wären einige der zukünftigen Perspektiven Nicaraguas. Eine weitere wäre der Bau des interozeanischen Kanals, an dessen Plänen schon seit Jahren gearbeitet wird.

saw: Wirtschaft und Ökologie korrespondieren miteinander. Was sind Ihrer Meinung nach die ökologischen Schwierigkeiten Nicaraguas?

Sainz: Einige der Probleme der Ökologie und der nationalen Wirtschaftsentwicklung werden durch den Missbrauch oder die Nichteinhaltung der gültigen Umweltschutzaufgaben verursacht. Dabei spielt die Korruption eine tragende Rolle. Sie führt dazu, dass immense Regenwaldflächen abgeholzt wurden, nur damit sich einige wenige bereichern können, während das Land mit seinem ausgebeuteten Boden, beschädigten Wasserläufen und kontaminierten Grundwasservorräten zurückbleibt.

Des Weiteren erfüllt die Textilindustrie

nicht einmal ein Mindestmaß der Umweltschutzgesetzgebung. Im Verwaltungsbezirk von Matagalpa ist es die *Zona Franca*, die ihr gesamtes verschmutztes Abwasser in die umliegenden Flüsse ableitet. Dies beeinträchtigt nicht nur das Ökosystem, sondern gefährdet die Gesundheit der Einwohner, da sich die Fabrik zudem in einem Gebiet befindet, das über 150.000 Menschen in Matagalpa mit Wasser versorgt.

Dazu kommt der hohe Einsatz von Chemikalien und Pestiziden in der Landwirtschaft, der die Gesundheit der Menschen beeinträchtigt und das Grundwasser verunreinigt. Ein großes daraus resultierendes Problem ist die bereits mehr oder weniger fortgeschrittene Verschmutzung der nicaraguanischen Seen, wie zum Beispiel des Managuasees, und des Grundwasserspeichers, der in der Lage wäre ganz Zentralamerika für die nächsten 100 Jahre mit Trinkwasser zu versorgen.

Hinzu kommt, dass Nicaragua zwar viele natürliche Bodenschätze besitzt, diese jedoch von anderen Nationen ausgebeutet werden und damit nur zur Bereicherung anderer Länder beitragen. Der Gewinn und das Kapital aus diesen Wirtschaftsaktivitäten fließt in andere Länder ab, während die Zerstörung und die Armut in Nicaragua bleiben.

saw: Ich habe über das Problem der immer weiter zunehmenden Abholzung der nicaraguanischen Wälder und des damit verbunden Klimawandels gelesen. Wie äußern Sie sich zu diesem Thema?

Sainz: Die Armut, mit der das Land in diesem Jahrhundert konfrontiert war und die durch die neoliberale Politik verstärkt wurde, hat dazu geführt, dass die Bauern Wälder erschlossen und abholzten und sich auf ihren kleinen Grundstücken niederließen, um überleben zu können. Diese Abholzung sehe ich als eine Notwendigkeit an, um die Ernährung der Menschen mit dem Anbau von Mais und Bohnen und der Produktion von Milch und Käse zu sichern und damit deren Überleben zu ermöglichen.

Aber es gibt natürlich auch die kommerzielle Abholzung, die durch den Handel mit Edelhölzern hervorgerufen wird. Auch dieses Jahr musste man wieder mit ansehen, wie international operierende Unternehmen durch gefälschte Urkunden und mit Hilfe von Korruption abertausende Tonnen Holz aus dem Lande schafften, ohne dass großartige Anstrengungen unternommen worden wären, diese Vergehen zu bestrafen. In Nicaragua beschleunigt sich aufgrund dessen der Klimawandel merklich und die Durchschnittstemperatur steigt jährlich an, wodurch sich die Gebiete vergrößern, die an Trockenheit und Dürre leiden.

Es gibt keine einheitliche Politik der Regierung und der Legislative, die diesen Folgen entgegenwirkt und den Umweltschutz fördert und erweitert.

saw: Wie würden Sie den Widerspruch überwinden, der zwischen der Aufforstung und der Viehwirtschaft, die einen wichtigen Zweig der Wirtschaft darstellt, besteht?

Sainz: Die Viehwirtschaft ist mit einer der wichtigsten Wirtschaftszweige Nicaraguas, nicht nur weil das qualitativ hochwertige Fleisch in großen Mengen nach Nordamerika und in die ganze Welt exportiert wird, sondern weil auch lebendes Nutzvieh in die Schlachthöfe Honduras und Mexikos ausgeführt werden. Da jedoch die Viehzucht große Weideflächen benötigt, steht sie im Widerspruch zu der Wiederaufforstung und dem Umweltschutz. Wie kann dieser Widerspruch gelöst werden? Erstens muss man die intensivierte Viehzucht fördern, in der die Bauern auf kleineren Weideflächen mehr Tiere halten.

> Fortsetzung auf Seite 24 rechts

■ Der Autor:

Arno Kimmig, 19 Jahre, arbeitet seit September in Matagalpa, Nicaragua. Er leitet das Ressort Wirtschaft & Ökologie.



Die Grameen-Bank

Kleine Summen, große Effekte

Mikrokredite helfen Mittellosen aus der Patsche

von Sebastian Puschner

Ist Mikrofinanzierung ein wirksames Instrument zur Armutsbekämpfung? - Die Verleihung des diesjährigen Friedensnobelpreises deutet darauf hin.

Sammeltaxis sind in vielen afrikanischen oder auch lateinamerikanischen Städten das Fortbewegungsmittel schlechthin. So auch im bolivianischen La Paz. Menschen wie Seferino Choque chauffieren mit ihren Minibussen Fahrgäste quer durch die Stadt und verdienen damit den Lebensunterhalt für ihre Familien. Um einer solchen selbstständigen Tätigkeit nachgehen zu können und somit ihre Geschäftsidee überhaupt umzusetzen, benötigen angehende Unternehmer allerdings erst einmal Kapital. Seferino Choque musste 4.800 Dollar aufbringen, um das Fahrzeug zu kaufen, das er nunmehr als Taxi gebraucht. Ein Drittel der Summe erhielt Choque mittels eines Kleinkredites der staatlichen Entwicklungsbank NAFIBO. Diese wiederum wird von der deutschen „KfW Entwicklungsbank“ seit 1995 mit einer auf 40 Jahre ausgelegten Summe von 15 Millionen Euro unterstützt, wie das Bundesministerium für wirtschaftliche Zusammenarbeit und Entwicklung (BMZ) mitteilte, das insgesamt mehr als 100 Millionen Euro jährlich für die Mikrofinanzierung bereit stellt. Mittels Vergabe von kleinen Krediten sollen dabei Menschen, die aufgrund fehlender Sicherheiten von einer normalen Bank keinen Kredit erhalten, zu unternehmerischer Tätigkeit befähigt werden.

So fand die das Ministerium leitende Heidemarie Wieczorek-Zeul (SPD) nur lobende Worte für Muhammad Yunus, nachdem dem Wirtschaftswissenschaftler aus Bangladesch im Oktober überraschend der diesjährige Friedensnobelpreis zuerkannt worden war. Der Gründer des Mikrofinanzinstituts

Grameen Bank sei ein „hoch anerkannter Innovator in der Entwicklungspolitik“, so die Ministerin im Spiegel-Interview. Zu gleichen Teilen verlieh das norwegische Nobelpreis-Komitee Yunus und der Grameen Bank den Friedensnobelpreis und zeichnete damit wie bei der Ernennung Mohamed El-Baradeis und der Internationalen Atomenergiebehörde im vergangenen Jahr oder der Ehrung der Vereinten Nationen 2001 wiederholt einen zusammenhängenden Prozess und nicht nur eine Einzelperson aus. In der Begründung der Wahl der Preisträger heißt es: „Solange die zahlreichen von Armut betroffenen Bevölkerungsgruppen nicht Wege aus der Armut finden, wird es keinen nachhaltigen Frieden geben.“

Diese Aussage deckt sich mit Mohamed Yunus' Intentionen. Der heute 66-Jährige Volkswirt, aus reichem Elternhaus stammend, absolvierte zunächst eine solide akademische Karriere und erhielt schließlich einen Lehrauftrag an der Universität seiner Heimatstadt Chittagong im Südwesten Bangladeschs. Spätestens die katastrophalen Auswirkungen eines Zyklons in den Siebziger Jahren, überhaupt aber die in Bangladesch herrschende extreme Armut, ließen Yunus nach einem Lösungsansatz suchen. Dank seines unter Mithilfe von Studenten entwi-



ckelten Mikrofinanz-Modells gehört er zu den Mitbegründern dieses Entwicklungsinstrumentes. Es sieht die Vergabe von Krediten an Nehmer vor, die aufgrund von fehlenden Si-

> Fortsetzung von Seite 23

ten können. Damit diese gesteigerte Produktivität nicht zur Überweidung führt, müssen die Bauern anfangen Kraftfutter zu benutzen. Ein zweiter Lösungsansatz würde darin liegen, die Silvikultur zu fördern. Dies müsste jedoch durch ein nationales Förderprogramm, das den Bauern durch liquide Mittel die Anschaffung angemessener Einrichtungen ermöglicht, unterstützt werden.

Dies sind die Dinge, die in unserem Land unternommen werden können, um die Abholzung zur Gewinnung von Weideflächen zu verringern.

saw: Herr Sainz, ich danke Ihnen für das Gespräch. ■■

Gespräch und Übersetzung: Arno Kimmig

Verwandte Artikel:

- [11 _Wahlen in Nicaragua](#)
- [13 _Regierungsprogramm der FSLN](#)
- [42 _Fußball in Nueva Guinea](#)

cherheiten über kommerzielle Banken kaum Zugang zum etablierten Finanzwesen finden. Außerdem besitzen die Darlehen, die Einrichtungen wie die 1976 von Mohammad Yunus gegründete Grameen Bank gewähren, einen solch geringen Umfang, wie er für herkömmliche Banken, nach deren Aussage, nicht rentabel ist. Die Kunden von Mikrofinanzbanken sind durch das Guthaben zu Investitionen in ihrem Geschäftszweig, der meist dem informellen Sektor - fernab von staatlicher Kontrolle oder Sozialversicherung - zuzurechnen ist, fähig. Die Anschaffung einer Milchkuh, der Kauf von Weiden durch eine Korbflechterin oder eben ein Taxi, die für die scheinbar bescheidenen Verwendungszwecke benötigt werden, bergen für Mikrokreditnehmer eine große Chance, der Armut zu entkommen. Meist gelingt dies auch und die Rückzahlquoten von über 95 Prozent, mit denen beispielsweise die Grameen Bank auf ihrer Webseite aufwartet, sprechen für sich.

„Sozialer Druck in der Gemeinschaft ist das wichtigste Mittel um den verantwortungs-

vollen Umgang mit und die Rückzahlung des Kredites zu gewährleisten“, erklärt Lukas Rudolph den Erfolg des Projektes. Der 22-Jährige leistete ein *Freiwilliges Soziales Jahr* in Bangladesch und bekam dabei Einblicke in das Prozedere des Mikrofinanz-Systems. Fast immer werden die Kredite an Gruppen, die zueinander in nachbarschaftlichem Verhältnis stehen, vergeben. Die Gruppenmitglieder kennen sich untereinander, ganz im Gegensatz zu gängigen Geschäftsverhältnissen zwischen Bank und Kunden. „Oft ist die Gruppe verantwortlich für die Kredite“, so Rudolph weiter. In diesem Fall haftet die Gruppe für die Kredite des Einzelnen. Damit steht dessen Reputation in der Gemeinschaft auf dem Spiel. Die Kreditgeber wollen so eine effektive gegenseitige Kontrolle erzeugen. Die Kredite der Grameen Bank erreichen zu einem Großteil landlose Frauen. Deren Familien soll so ein Weg aus der Armut aufgezeigt werden. „Frauen wird von den Kreditgebern eine größere Verantwortlichkeit in Geldangelegenheiten zugerechnet. Durch ihre wichtige Rolle bei Empfang, Verwaltung und Rückzahlung des Kredits erhalten sie ökonomische Bedeutung in ihrer Familie. Ein scheinbar kleiner Erfolg, für diese Frauen aber ein großer Schritt angesichts Bangladeschs patriarchalischer Gesellschaft“, erläutert Lukas Rudolph.



Der peruanische Kleinbauer Cezar Zuñiga Figueroa wird von Banco Corazones gefördert, um Kartoffeln anbauen zu können ...



... Eloy Umeres Rodriguez, um eine Meer-schweinchenzucht zu eröffnen ...

Auch Freiwillige der *Weltweiten Initiative* wirkten bereits an Mikrokredit-Projekten mit. So beschreibt Martin Schilling in der *schwarz auf wise* vom Juni 2006, wie die *Banco Corazones* seines Projektes im peruanischen Chicontal, Darlehen für Projekte, wie den Aufbau eines kleinen Lebensmittelladens oder einer Imkerei vergibt. „Die Nachfrage ist groß, Eigeninitiative und Kreativität der peruanischen Bauern sind gefragt“, so Schilling damals. „Es gibt auch vereinzelte Fälle, in denen die Kreditnehmer ihr Geld nicht unbedingt für ein Mikroprojekt verwenden“, legt der ehemalige Auslandsfreiwillige auftretende Mängel dar, „sondern zum Beispiel, um Schulden ihrerseits zu begleichen.“ Lukas Rudolph bestätigt und fügt hinzu: „Schon kleine Schicksalsschläge werfen die Finanzen einer armen Familie aus der Bahn. Dann müssen oft Kredite erhalten, um Gelder zurück zu zahlen und eine gefährliche Spirale setzt sich in Gang.“ Überdies verweisen Selbsthilfeorganisationen auf die Abhängigkeit der Mikrofinanzinstitutionen von Mitteln aus der Entwicklungszusammenarbeit.

Dagegen betont Grameen-Gründer Yunus die geschaffenen Sparkapazitäten für die einst besitzlosen Kleinunternehmer und das daraus ablesbare Potential, die Grameen Bank selbsttragend zu gestalten. Von den beinahe sieben Millionen Kunden, die die Grameen Bank seit ihrer Gründung bedient hat, konnte Studien zufolge

jeder zweite einen Weg aus der Armut finden. Der Innovationsgeist der Armen schafft darüber hinaus Arbeitsplätze und wirkt sich positiv auf die gesamte Ökonomie eines Landes aus.

Deshalb findet das Modell nicht nur in Entwicklungsländern Anklang. Das 2004 gegründete „Deutsche Mikrofinanz Institut“ (DMI) vergibt Kredite an Kleinstunternehmer, deren wirtschaftlich prekäre Situation ein Hemmnis für die Festigung oder den Ausbau ihres Unternehmens nach dessen Gründung darstellt. Und auch eine andere Vorgehensweise, Menschen die freie Verwirklichung ihrer Ideen besser zu ermöglichen, wird derzeit ausgiebig diskutiert: Das „bedingungslose Grundeinkommen“, eine finanzielle Existenzsicherung ohne Arbeits- oder anderen Rechtfertigungszwang, ist inzwischen beständiges Thema politischer Debatten und medialer Berichterstattung. ■■



... und die Familie Jérónimo Callañaupa Huamán, um einen Laden eröffnen zu können ...

... vor dem sie sich hier stolz präsentiert.

■ Der Autor:

Sebastian Puschner, 22 Jahre. Der derzeitige Koordinator der *schwarz auf wise* leistete seinen Auslandsdienst im Jahrgang 2004-05 in Südafrika.



Südafrika - Projektbeschreibung

Harding Special School

Freiwilligenarbeit an einer Schule für körperlich und geistig behinderte Kinder

von Laura Rieger, Südafrika

Derzeit arbeiten Philipp Hess und Florian Kienle an der Harding Special School im Osten Südafrikas. Als Nachfolger von Laura und Eva treten sie in große Fußstapfen, was ihnen bislang aber vortrefflich gelingt. Im August 2006 fasste Laura die Freiwilligenarbeit in Harding in folgendem Text zusammen.

„Evà! Rora!“. Wenn wir morgens das Schulgelände betreten, rufen uns schon einige Kinder freudig unsere Namen entgegen. Zur Begrüßung fallen sie uns herzlich um den Bauch und schnappen sich so schnell wie möglich unsere Taschen, um sie zum Schulgebäude tragen zu können. Auf dem Weg dorthin schütteln wir immer wieder Hände, führen kurze Unterhaltungen und bahnen uns langsam unseren Weg zum Lehrerzimmer.

Wir arbeiten nun schon seit fast einem Jahr in einem Internat für 150 körperlich und geistig behinderte Kinder und Jugendliche. Den Vormittag verbringen wir damit, im Unterricht zu assistieren, Lesegruppen zu leiten, Pferdereiten zu gehen und im Sommer mit den verschiedenen Klassen im Pool zu plantschen. Nachmittags haben wir relativ freie Hand und können mit den Kindern eigene Projekte durchführen und



Therapeutisches Reiten in Harding

versuchen, mit ihnen ihre Freizeit interessanter zu gestalten und ihnen Raum und Anlässe für gemeinsame Aktionen zu geben. Denn leider ist es so, dass die Kinder nachmittags und am Wochenende viel unbeaufsichtigt sind und die Langeweile dazu führt, dass Streitereien aufkommen und

sich die Atmosphäre trübt.

Eine große Attraktion ist jedoch das wöchentliche Kuchenbacken. Anfang unseres Jahres ergab es sich, dass wir uns zum Ziel setzten, am Ende unseres Aufenthaltes mit allen Kindern einen Kuchen gebacken zu haben. Täglich kommen nun Kinder mit freudig glänzenden Augen auf uns zu und fragen: „Isikhekhe namhlanje?“ (zu Deutsch: „Gibt es heute Kuchen?“) Erstaunlicherweise haben wir es wirklich geschafft, pro Woche mit ein bis zwei Gruppen in die Küche zu gehen und den nun heiß geliebten Schokoladenkuchen zu backen; in ein paar Wochen sind alle Kinder einmal in den Genuss gekommen, einen eigenen Kuchen gebacken zu haben. Viele Kinder haben das Rezept mit nach Hause genommen und der elfjährige Vusi hat sich in den Ferien tatsächlich selbst einen Geburtstagskuchen gebacken!

Insgesamt sind die Schüler der Harding Special School eine sehr heterogene Gruppe; jedes Kind hat ganz eigene Fähigkeiten und Bedürfnisse und wir versuchen, möglichst viele zu ihrem Recht kommen zu lassen. Mit den Kleinsten puzzeln wir, lassen sie malen, spielen einfache Ballspiele oder mit einem großen Schwungtuch. Für die Größeren und geistig Fitteren haben wir einen Quartal lang eine Schülerzeitungsgruppe angeboten und leiten nun einen Briefaustausch mit deutschen Hauptschülern. Immer wieder haben wir wechselnde Workshops wie Sockenpuppen-Basteln, Hemden-Bedrucken oder Stricken-Lernen veranstaltet. Nicht immer ist unsere Arbeit einfach und immer wieder sorgen die Kinder für unerwartete Überraschungen und lassen uns unsere Herangehensweise ständig neu überdenken.

Mit den Kindern haben wir gelernt, uns ohne viele Worte und mit Händen und Füßen zu verständigen, denn unsere Kenntnisse in der lokal dominierenden Sprache Zulu ist noch immer unzureichend. Gegen all meine Befürchtungen funktioniert diese Verständigung erstaunlich gut und es haben sich sogar richtige Beziehungen entwickeln können.



Wenn wir nicht gerade im Unterricht oder in einem Workshop sind, helfen wir den Kindern beim Umziehen, verleihen Bälle oder Spielkarten, putzen mit den Kindern Zähne, versuchen Streitereien zu schlichten, toben auf der Wiese herum oder schubsen Kinder auf der Schaukel an. Es gibt immer etwas zu tun und wir versuchen für die Kinder da zu sein, mit ihnen zu spielen und ihnen zuzuhören. Leider werden einige behinderte Kinder nicht von ihren Familien akzeptiert, sie werden missachtet oder gar verstoßen. Kaum ein Kind hier hat eine vollständige Familie, denn der HI-Virus ist ein großes Problem in Südafrika, das jeden betrifft. Viele Mädchen haben sexuelle Gewalt erlitten, sind verletzt und traumatisiert.

All diese Umstände muss man bei seiner Arbeit im Hinterkopf bewahren, da sie wichtig für den richtigen Umgang mit den Kindern sind.

Wir können die vielen schlechten Erfahrungen der Kinder nicht wieder gut machen, aber wir versuchen, durch unseren Umgang mit ihnen ein positives Beispiel zu sein, dass auch ein gewaltloser Umgang miteinander möglich ist. ■ ■

Verwandte Artikel:

- 17 _Südafrika 2009: Jacob Zuma
- 27 _Freiwillige Privat: Harding, Südafrika
- 31 _Projektbeschreibung: Che Pibe, Buenos Aires, Argentinien
- 39 _Wohin, Südafrika?

■ Die Autorin:

Laura Rieger, 20 Jahre, war Teilnehmerin des Freiwilligenjahrgangs 2004-05. Sie ist Mitbegründerin der *schwarz auf wise* und arbeitet weiterhin in der Redaktion mit.



Südafrika - Freiwillige privat

Eine notorisch neugierige Vermieterin und einen Philanthropen zum Freund

Aus dem Freiwilligen-Leben in Harding, Südafrika

von Eva Wilhelm, Südafrika

Von August 2005 bis September 2006 arbeiteten und lebten Laura Rieger und Eva Wilhelm im südafrikanischen Harding. Ihnen sind inzwischen Philipp Hess und Florian Kienle nachgefolgt. Gegen Ende ihrer Zeit im Süden der Provinz KwaZulu-Natal verfasste Eva den folgenden Text, der einen nachdrücklichen Einblick in das Leben der beiden Freiwilligen in Harding gewährt.

Rrrrrrrrrriiiiiing!!! Es ist 6.30 Uhr und infernalisch lautes und penetrant schrilles Handyweckergeklänge durchdringt die nachtblaue Stille, die noch über Harding, einem kleinen Dorf in KwaZulu-Natal, lastet. Gemeinsam mit dem etwas heiseren Krähen des Nachbarhahns und dem Gebell der Straßenkötter ist dies das Zeichen für uns, Eva und Laura, Freiwillige an der Harding Special School, uns aus unseren Betten zu erheben und schwungvoll den Tag zu beginnen.

Wir leben seit Anfang März in einem rechteckigen, türkis angestrichenen Zwei-Zimmer-Küche-Bad-Häuschen mit Wellblech-Flachdach relativ einfach im Hinterhof unserer Vermieterin Muriel, etwa zwei Gehminuten von der Sonderschule

Laura beim Unterricht



entfernt. Mit der eben genannten Dame ist das Zusammenleben nicht immer ganz einfach und hat uns schon einige Momente der spontanen Verzweiflung und so manchen Lachanfall beschert. Muriel Nkongo, üppig, laut und mit einem Hang zur Indiskretion, kommt uns mit Vorliebe besuchen, wenn sie gerade nichts zu tun hat und sich langweilt. Das geschieht vor allem am Wo-

chenende, denn da läuft nie was Ansprechendes im Fernsehen, und diese Gelegenheit nimmt sie gerne wahr, um wie zufällig in unsere Küche zu schlendern und uns mit nützlichen Ratschlägen bezüglich unseres Lebensstils zu beglücken bzw. uns ihrer von großer Neugier motivierten Inquisition zu unterziehen.

Von Anfang an war sie der festen Überzeugung, für zwei zwanzigjährige Mädchen sei ein fester Freund unabdingbar. „*You are supposed to have a boy-friend!*“, verkündete sie regelmäßig mit erhobener Stimme und ebensolchem Zeigefinger, die Augen weit aufgerissen. Diskussion zwecklos. „*Yess, Eva, you are supposed to have one! But only one, not many, because they will start fighting!*“ Aha. „*Why don't you have a boyfriend?*“ Welche Gründe auch immer ich anführen mochte, sie wischte sie mit einem wegwerfenden „*Hhaaaai, hhaai, hhai*“ beiseite. Jedes männliche Wesen, welches mit dem Ziel uns zu besuchen durch das Tor trat, wurde sofort und zweifelsfrei als unser neuer *boyfriend* identifiziert und uns bei jedem Zusammentreffen unter die Nase gerieben, sie vor Vergnügen kreischend und lachend, mit dem Zeigefinger auf die jeweils Auserkorene zeigend und mit der zweiten Hand bei der anderen einschlagend. Widerspruch sinnlos. Laura ist nun also mit James, einem selbstzentrierten Englischlehrer aus Ghana liiert, während ich eine innige Liebesbeziehung mit unserem Freund Bongsi (verheiratet, drei kleine Kinder, Frau hochschwanger mit dem vierten) unterhalte. Da sich Muriel uns nun auch auf dieser Ebene verbunden fühlt, rückte sie kürzlich mit einer pikanten Enthüllung heraus: Sie ist nämlich die mit dem Freund - einem verheirateten Mann, mit dem sie sich an einem „geheimen Ort“ trifft und dessen Frau nichts davon weiß! *Hhaiybo!*

Äußerst interessant und lehrreich war auch ihr kleiner Diskurs zur Einhaltung religiöser Vorschriften. Muriel ist konsequente Kirchgängerin der recht radikalen St. John's Apostolic Church, die traditionelle Rituale und Kulte mit dem Christen-

Muriel versucht sich mit Devilsticks



tum vermischt, und ständig mit ihrer Gemeinde auf Achse. In bunter Kirchentracht macht sie sich jeden Sonntag, aber auch an zahlreichen weiteren Tagen auf den Weg und kehrt erst nach mehreren Stunden zurück. Es kam auch durchaus vor, dass sie, in ihre Tracht gekleidet, beschwörend vor sich hin murmelnd und Weihwasser verspritzend in der Dämmerung um unser Haus wanderte, um dieses vor Einbrechern zu schützen, oder dass sie mit Wasser gefüllte Plastikflaschen im Garten auslegte, um Hunde von der Verunreinigung des Rasens abzuhalten. Ihre Kirche gibt einige Verhaltensregeln vor, z.B. dürfen keine Suchtmittel wie Alkohol oder Zigaretten konsumiert werden. Eines Tages trudelte Muriel mal

■ Die Autorin:

Eva Wilhelm, 21 Jahre, war Teilnehmerin des Freiwilligenjahrgangs 2004-05. Sie ist Mitbegründerin der *schwarz auf wise* und arbeitet weiterhin in der Redaktion mit.



wieder unter fadenscheinigem Vorwand in unsere Flurküche, in der wir gerade unser Mittagessen, Schinkennudeln, einnahmen und linste sogleich auf unsere Teller. Unser Angebot auf eine Kostprobe nahm sie gern an, schüttete eine Handvoll Salz darüber und kaute. Auf unsere Frage, ob sie eigentlich Schweinefleisch esse, wehrte sie energisch ab: „*Hhhaiii! It's against our beliefs!*“ Unter afrikanischen Christen ist nämlich der Glaube sehr verbreitet, dass Schweinefleisch unrein ist, da Jesus in einer Stelle der Bibel aus Menschen ausgetriebene Dämonen in die Schweine jagt und diese dann ins Meer treibt. Dies legte sie uns ausführlich dar. Auf unseren Hinweis, dass es sich beim Schinkennudel-Schinken und Schweinefleisch handele, gab sie ungerührt zurück: „*I know. But it's NICE.*“



Unser Freund Bongi

Als wir nach langem Kampf endlich in unser Häuschen einziehen durften (Muriel, die vor uns darin residierte, zog einfach nicht in ihr neu gebautes Haus), fanden wir es ziemlich verdreckt, und, noch schlimmer, voller Ungeziefer vor. Küchenschaben kreuchten und fleuchten lebhaft durcheinander, einige davon fingerlang, und bescherten uns so manch schlaflose Nacht. Zwar rückten wir ihnen mit massenhaft Insektenspray und der Fliegenklatsche zuleibe, doch die Schabenpopulation verringerte sich nur zögerlich. Auf diesen Missstand angesprochen, zeigte sich Muriel äußerst überrascht: „*Hhai! Cockoroaches? I've never seen them! They have been hiding!*“ Jaaa, genau, sie hatten sich versteckt! Wahrscheinlich haben sie zueinander gesagt „Ach, die doofe Muriel kennen wir ja jetzt, langsam wird's öde“ und sich nicht mehr gezeigt! Und als dann neue Leute eingezogen sind, waren sie ganz außer sich vor Freude und Aufregung und strömten aus ihren Löchern! So wird's gewesen sein.

Schulgärtner Joshua sprühte uns professionell die Bude mit Insektizid aus, doch nach ein paar Wochen feierten die Schaben ihr Comeback. Davon unterrichtet, reagierte Muriel mit Ungläubigkeit: „*Are they still available?*“ Ja, sie waren immer noch „erreichbar“, und wie! Nun ja, mittlerweile hat sich der Schabenbestand auf ein erträgliches Maß eingependelt und wir haben uns fast an sie gewöhnt. Unserem Häuschen haben wir den passenden Namen „*The Merry Roach*“, „Zur fröhlichen Schabe“, verliehen.

Viel schöner als Muriels Besuche sind die unseres Freundes Bongi Memela, der vier- bis siebenmal die Woche vorbeischaufelt, mit uns Kaffee trinkt, zu Abend isst und das Leben bespricht. Kennen gelernt haben wir ihn, als wir, in Ermangelung an Wohnraum, im Haus der Küchenchefin wohnten. Bongi ist von ihr als Gärtner angestellt, und wir waren uns gleich sympathisch, konnten jedoch im Haus seiner Chefins nicht entspannt Zeit miteinander verbringen. Seit wir allein wohnen, hat sich eine enge Freundschaft entwickelt, in der das Prinzip „Miteinander leben, voneinander lernen“ zur vollen Entfaltung kommt. Bongi stammt aus einer sehr ländlichen Gegend im Eastern Cape und hat 33 Geschwister bzw. Halbgeschwister (der Vater hat nach alter Tradition drei Ehefrauen). Geld war immer knapp, sodass er zwei Jahre zur Schule ging und anschließend, mit 13 Jahren, in Harding sein Glück versuchte. Er jobbte sich durch eine Reihe schlecht bezahlter Gelegenheitsarbeiten und arbeitet heute bei der genannten Küchenchefin sowie unserem Schuldirektor und verdient sich nicht gerade eine goldene Nase. Mit seiner Frau hat er drei Kinder, das vierte ist auf dem Weg. Unter der Woche lebt Bongi im Township Mazakhele, in dem die Regierung umsonst RDP-Häuser für die Ärmsten baut und fährt nur ab und zu am Wochenende heim, denn die Taxifahrt ist teuer. Er spricht ein nettes Pidgin-Englisch, hat ein ansteckendes Lachen, ein weiches Herz und ist voller Interesse und Anteilnahme für die Menschen. Und die Tiere. So berichtete er letztes, er habe eine Ratte im Haus, die ihm Kleider und Möbel annage, aber er könne sie nicht töten. „*Shame, it's only one*“, sagte er immer wieder mitleidvoll, wenn wir ihm Rattengift anboten. Seine Toleranz fand allerdings ein Ende, als die eine kleine Ratte all

ihre Brüder, Schwestern und Cousins einlud und in Bongis Wohnung eine Party nach der anderen feierte...

Von Bongi haben wir gelernt, *Stiff Pap*, den traditionellen Maisbrei, zu kochen. Wir diskutieren über Sinn und Unsinn von Traditionen. Hören gemeinsam südafrikanische Musik, die oft von Bongi mitgebracht und übersetzt wird. Schlürfen Unmengen an Kaffee. Streiten uns über traditionelle Rollenverteilungen. Tanzen durch die Küche. Reden über das Leben in Südafrika und Deutschland. Lesen uns Geschichten vor. Lassen uns Zulu beibringen. Schmieden Pläne, wie wir Bongi zum *Chief* seines Heimatorts Eludeku machen und den amtierenden Blutsauger stürzen können, damit er all seine menschenfreundlichen, fairen und sozialen Ideen umsetzen kann. Erfahren viel Neues über die hier vertretenen Kulturen und er über die unsere. So zum Beispiel auch, dass Männer bei uns durchaus kochen, auch, wenn Frauen anwesend sind. Und dass er bei uns mit der Haltung „Ihr kocht den ganzen Abend für mich und ich sitz hier und hör Radio“ nicht durchkommt. Mittlerweile sind wir tatsächlich soweit, dass Bongi freiwillig und lerneifrig mit uns Zucchini schnippelt, Karotten schält und Zwiebeln würfelt, ohne sich dabei seiner Männlichkeit beraubt zu fühlen. Alle Achtung!



Eva in Aktion

Bereits zweimal hatten wir die Ehre, mit Bongi und seiner Familie im Taxi nach Eludeku zu fahren, dort seine Eltern und sonstige Verwandte zu besuchen und auch über Nacht zu bleiben. Wir wanderten auf Schotterstraßen, über Wiesen, auf Feldwegen, überquerten Flüsse ohne Brücken, erklimmen Berge und besuchten eine Hüttenansammlung nach der anderen, sagten Hallo, setzten uns an das in der Mitte der Rundhütte brennende Feuer, tranken Tee und lächelten ansonsten viel, denn nach wie vor können

wir uns nur sehr mangelhaft verständigen. Bonggi wehrte zum Glück für uns ab, als sein Vater unbedingt ein Schaf für uns schlachten und uns in einem Koffer mit nach Harding geben wollte. Wir halfen Liziwe bei ihren Englischhausaufgaben, lachten über den dummen Hund, der trotz drohender Stockschläge immer wieder in die Hütte kam, spielten mit den Kindern, aßen *Phutu* mit Fleisch und Soße zu Abend und schliefen anschließend in einem der zwei Betten, während sich vier kleine Kinder im anderen drängten und zwei weitere auf dem Boden nächtigten.

Ein sehr schöner Tag, der bald eine Wiederholung erfahren sollte!

Letztens waren wir, auf seinen Wunsch, mit Bonggi auf der Kinderstation im Hardinger Krankenhaus, gepackt mit einer Tüte voller Spielsachen, und haben etwa zwei Stunden lang Kinderbelustigung geboten. Obwohl Bonggi selbst zu den Ärmsten gehört und kein leichtes Leben hat, schaut er immer noch nach jenen, denen es noch schlechter geht und die noch weniger haben als er. Ein solch weiches Herz kommt ein wenig ungelegen, wenn sein Besitzer zum zusätzli-



chen Broterwerb ein „business“ eröffnet und an einem Straßenstand mit Keksen, Chips und Bonbons handelt. Hauen seine Kollegen Bonggi um eine „Kekskostprobe“ an, kann dieser nicht hart bleiben und teilt mit vollen Händen ganze Packungen umsonst aus. Und wir beide finden uns in der äußerst merkwürdigen Lage wieder, unserem Freund kapitalistische Grundsätze nahe zu legen: Du kannst deine Waren nicht verschenken, sonst verdienst du kein Geld! Hart bleiben! Oh je... Und Bonggi leidet und verzieht das Gesicht und wendet ein „But when there is baby, have no home, sleep outside, say me's not eat today, me sure me give a biscuit!“ Na gut, dann schon.

Wir bewundern Bonggi und sind stolz darauf, einen so wunderbaren Menschen unseren Freund nennen zu dürfen. Er hat uns gezeigt, dass ein niedriger Bildungsstand nicht mit Ignoranz einhergehen muss und beeindruckt uns immer wieder maßlos mit seiner Offenheit und Toleranz für andere Lebensformen, seinem Interesse an der Welt und den Menschen, seiner Lernbereitschaft (nicht jeder in seiner Situation bringt die Energie auf, sich selbst Lesen und Schreiben beizubringen, bei einem Bekannten Gitarrenunterricht zu nehmen und in der Bücherei ein- und auszugehen) und seinem unbezwingbaren Humor. Es ist sehr schwer zu begreifen, dass wir uns in vier Wochen voneinander trennen müssen. Wir werden ihn unglaublich vermissen. *Siyabonga kakhulu, kakhulu, kakhulu mngane wethu!* ■■

Verwandte Artikel:

- [17 _Südafrika 2009: Jacob Zuma](#)
- [26 _Projektbeschreibung: Harding Special School, Südafrika](#)
- [30 _Palästina: Blog](#)
- [32 _Ausflug in Guatemala](#)
- [39 _Wohin, Südafrika?](#)



■ Unterstützen Sie die gemeinnützige Arbeit der Weltweiten Initiative für Soziales Engagement e.V.:

Bank für Sozialwirtschaft
BLZ 550 20 500
Spendenkontonr. 861 1300
Verwendungszweck: „SPENDE“



■ Steckbrief: Südafrika



Allgemein

Hauptstadt: Pretoria
Größe: 1,22 Mio. Km²
Größte Städte: Johannesburg, Durban, Kapstadt, Pretoria, Port Elisabeth, East London
Amtsprachen: Englisch, Afrikaans, IsiZulu, Siswati, IsiNdebele, Sesotho, Nördliches Sotho, Xitsonga, Setswana, Tshivenda, IsiXhosa,

Bevölkerung

Einwohner: 46,9 Mio.
Bevölkerungsdichte: 38 Einwohner/km²
Bevölkerungswachstum: - 0,3 %
Analphabetenrate: 13,6 %
Lebenserwartung: 43,2 Jahre

Wirtschaft

Bruttoinlandsprodukt pro Kopf: 4.698 \$
BIP wirkliche Wachstumsrate: 3,5 %
Exportumfang: 50,91 Mrd. \$
Importumfang: 52,97 Mrd. \$
Auslandsverschuldung: 44,33 Mrd. \$
Pro-Kopf-Einkommen: 3.195 \$
Arbeitslosenquote: 25 %
Bevölkerung unterhalb der Armutsgrenze: 50 %

Politik

Politisches System:
Seit 1994 unabhängige Präsidialrepublik mit föderalen Elementen. Judikative (Bloemfontein), Legislative (Kapstadt), Exekutive (Pretoria). Alle 5 Jahre Wahl, wahlberechtigt ab 18 Jahren.

Staats- und Regierungschef:
Thabo Mbeki

Palästina

Einer nach dem anderen

Aus dem Weblog eines Freiwilligen

von Felix Kraemer, Palästina

Im November 2006

Nervös warten die Mädchen des Internats von Talitha Kumi auf die Ankunft des Busses, der langsam den Berg in Richtung des Schulgebäudes hinauffährt. Leitern und leere Säcke werden eingeladen, eine kleine Motorsäge und Proviant. Der Bus macht sich auf in Richtung des „Tunnel-Checkpoints“, der unterhalb des Geländes von Talitha Kumi liegt. Dort jedoch wartet eine Überraschung. Obwohl es für alle Mädchen und Betreuer sowie für die Gärtner von Talitha Passierlaubnisse, sogenannte „Permits“ gibt, wird der Bus nicht durchgelassen. Nach kurzem Verhandeln wendet er und fährt zurück in Richtung Beit Jala. Es macht sich etwas Unruhe breit und einige befürchten schon, dass all das heißt, dass das Internat entgegen aller Pläne doch nicht nach Jerusalem zur Olivenernte fahren kann. Aber der Bus fährt nicht nach Talitha zurück, sondern durchquert Beit Jala und Bethlehem. Die Fahrt führt vorbei an der Mauer, die sich in vielen Windungen um Bethlehem zieht. Im Norden ist sie durch einen kleinen Fußgängerdurchgang und ein Tor für Fahrzeuge unterbrochen. Hier befindet sich der Checkpoint „Rachel's Tomb“. Der Bus hält an, ein Soldat steigt ein und spricht mit den verantwortlichen Betreuern und dem Busfahrer. Nach kurzer Zeit steigt der Soldat wieder aus, der Bus fährt durch das große Tor, muss aber auf dem großen asphaltierten Platz dahinter wenden. Hier betrachten die Mädchen durch die Fensterscheiben des Busses ein großes Plakat mit der Aufschrift „Peace be with you“. Der Bus rollt zurück durch das Tor, in die Westbank, aber nur um dahinter abermals anzuhalten. Alle müssen aussteigen und durch einen vergitterten Gang gehen, der von Sicherheitsleuten mit Maschinenpistolen bewacht wird.



Direkt hinter dem Durchgang befindet sich eine Drehtür, an der die Schlange aufgehalten wird. Nach fünf Minuten Diskussion mit den Soldaten und nachdem die Permits begutachtet worden sind, werden alle durchgelassen. Die Gruppe von Mädchen steht auf dem großen, asphaltierten Platz. Gelbe Tafeln zeigen an, wie man sich im Checkpoint verhalten muss und enden mit den Worten „Go and come in peace!“. Rachel's Tomb ist der größte Checkpoint im Umkreis von Bethlehem. Zu ihm gehört ein Gebäude, das alle passieren müssen, die von der Westbank aus nach Israel oder von Israel aus in die Westbank gelangen möchten.

Die Gruppe geht einen überdachten und vergitterten Gang entlang, der leicht hinab geht und in das Gebäude führt. Dort angekommen warten alle zusammen mit anderen Passanten in einer Reihe. Die Wände sind aus Beton und in einem leichten Gelbton gestrichen. Stege laufen in einer Höhe von ungefähr drei Metern durch das ganze Gebäude, sodass Soldaten jederzeit die Situation von oben überblicken können.

Alle müssen einzeln durch ein Drehkreuz gehen und es werden nur Dreiergruppen hinter dem Drehkreuz akzeptiert. Sobald mehr als eine Person geht, werden die Betroffenen über Lautsprecher auf arabisch angeschrien: „Einer nach dem anderen!“ („uahat uahat!“). Direkt hinter dem

Drehkreuz müssen alle Gegenstände aus Metall sowie alle Taschen auf ein Laufband gelegt werden, wie es bei Sicherheitskontrollen an Flughäfen üblich ist. Alle gehen nacheinander vorsichtig durch den Metalldetektor. Bei Yara, einem achtjährigen Mädchen, schlägt der Metalldetektor an. Die Soldatin, die am Mikrofon hinter einem gepanzerten Fenster sitzt befiehlt ihr in ruppigem Ton, zurückzugehen und ihre Schuhe auch auf das Laufband zu legen. Yara geht zurück und schaut fragend die Betreuer und die anderen Mädchen an, die hinter der Drehtür warten müssen und ihr deuten, dass sie ihre Schuhe ausziehen soll. Sie legt ihre Schuhe auf das Laufband und geht durch den Metalldetektor. Dieser gibt abermals ein Warnsignal von sich. Sie bricht in Tränen aus. Über Lautsprecher dröhnt der Befehl, dass sie ihren Gürtel ausziehen soll. Sie legt also auch diesen auf das Laufband. Der Metalldetektor gibt kein Signal und sie darf passieren. Erst jetzt werden die nächsten drei Personen durch die Drehtür gelassen.

Nach der nächsten Drehtür der gleichen Art versammelt sich die Gruppe. Die Betreuerinnen gehen vor, zu einem der Drehkreuze, an dem hinter Glasscheiben ein Soldat sitzt. Dahinter stehen zwei Soldaten, die jeweils mit einem M17-Gewehr bewaffnet sind. Die Betreuerinnen zeigen ihm die Permits der Gruppe. Alle dürfen passieren. Für die Pässe der Volontäre, die die Gruppe begleiten, interessieren sich die Soldaten

■ Der Autor:

Felix Kraemer, 19 Jahre, arbeitet im Projekt *Talitha Kumi* in Bethlehem, Palästina. Mehr Berichte aus seinem Alltag sind auf theidea.wordpress.com nachzulesen.



nicht. Eines der Mädchen weigert sich mit Tränen in den Augen, durch das Drehkreuz zu gehen. Die Betreuer wundern sich warum. Erst jetzt fällt auf, dass außer den zwei Soldaten hinter dem Drehkreuz auch noch eine Soldatin mit Gewehr von dem Steg auf die Gruppe hinabblickt. Nach etwas gutem Zureden entschließt sich auch Aya, den anderen zu folgen.

Nach insgesamt 20 Minuten Aufenthalt im Checkpoint geht die Gruppe einen eingezäunten Weg entlang, vom Gelände herunter und steigt in den Bus ein. Staunend betrachten die Mädchen auf der Fahrt durch Jerusalem die Stadt, die die allermeisten von ihnen nicht ohne weiteres besuchen dürfen, und die sie erst wenige Male sehen konnten. Der Bus bahnt sich seinen Weg durch den Verkehr, vorbei an der Altstadt von Jerusalem, bergauf in Richtung Ölberg. Im Bus herrscht ausgelassene Stimmung.

freien Ort zu sein, bereitet allen Beteiligten sichtliche Freude.



Nach ein paar Stunden wird eine Pause eingelegt und die für die Region typischen kleinen, runden Brote, belegt mit Käse und Wurst, werden verzehrt. Es wird Wasser aus Plastikbechern getrunken. Die Stimmung ist deutlich gelöst und es wird viel gelacht.

Als es dämmt, werden die Planen und Leitern zusammengepackt und man schleppt die schweren Olivensäcke über das Gelände.

Zurück bleiben die leeren Plastikbecher, die mit der gleichen Selbstverständlichkeit liegengelassen werden, wie die Reste der Äpfel, die am Nachmittag verzehrt wurden. ■■

Der Blick über die Stadt, die die Mädchen hauptsächlich aus Erzählungen kennen. Jugendliche unter 16 Jahren können ohne größere Probleme ein Permit bekommen.



Jedoch kann diese Möglichkeit nicht oft in Anspruch genommen werden, da eine Erwachsene Begleitperson dabei sein muss und dieser meistens keine Erlaubnis erteilt wird.



Ganz oben, an dem Gelände von Augusta Victoria, auf dem sich ein Krankenhaus sowie die Himmelfahrtskirche befindet, hält der Bus an und jeder steigt aus. Im Olivenhain angekommen, werden Planen um die Bäume ausgebreitet, einige pflücken die Oliven und andere sammeln sie von den Planen. Die Oliven werden in große Säcke verpackt, um später in Talitha Kumi in der Sonne ausgebreitet und getrocknet zu werden. Die Arbeit und vor allem das Gefühl, an einem

Argentinien - Projektbeschreibung

Che Pibe

von Jan-Hinnerk Wittmershaus, Argentinien

Das Projekt *Che Pibe* (bedeutet frei übersetzt so viel wie: „Hey Junge“) in dem wir derzeitigen Freiwilligen, Felix und Jan-Hinnerk, hauptsächlich arbeiten, befindet sich in der „Villa Fiorito“ (villa könnte man mit „Ghetto“ übersetzen), die mit ihren geschätzten 50 000 Einwohnern zum Viertel Lomas de Zamora gehört, welches im südlichen Einzugsgebiet der Hauptstadt Argentiniens liegt. Ein wirklich nicht zu unterschätzender Fakt: in Fiorito steht, unweit von unserem Projekt, das Geburtshaus von Diego Armando Maradona. Nach einer gut zehnminütigen Busfahrt sind wir am Ziel. Auf dem Hauptgrundstück befindet sich der Kindergarten für die ganz Kleinen - im selben Gebäude sind die Büros untergebracht, eine Bäckerei, ein Fußballplatz, Schwimmbecken und zu guter Letzt das „Jugendhaus“ (*Casa del Joven*), das genauer gesagt nur aus einem großen Raum besteht, in dem wir arbeiten. Zwei Straßen weiter befindet sich in einem separaten Gebäude die *Casa de Niños*, die ein Verbindungsglied zwischen dem Kindergarten und unserer *Casa del Joven* darstellt. Somit ist für alle Altersstufen ein Platz vorhanden. Vor bereits 19 Jahren gründete unser Chef, Sergio Val, die dem Projekt vorausgegangene öffentliche Bücherei. Mittlerweile wird sein Projekt von der Europäischen Union und der UNO finanziell unterstützt, ist somit komplett unabhängig vom argentinischen Staat und beschäftigt gut 25 Leute. Neben seinen Aktivitäten bei *Che Pibe* ist Sergio auch noch Hauptverantwortlicher der lokalen Vertretung der CTA (*Centro de los Trabajadores de Argentina* - der Dachorganisation aller Gewerkschaften Argentiniens). In der *Casa del Joven* gehen wir der eigentlichen Betreuerin Alejandra helfend zur Hand. Unsere Jungs und Mädels sind zwischen zwölf und 18 Jahre alt und besuchen entweder vor- oder nachmittags eine Schule der CTA im Zentrum. Jeden Tag bereiten wir mit der schu-

Verwandte Artikel:

- 15 _Abwärtsspirale: Naher Osten
- 27 _Freiwillige Privat: Harding, Südafrika
- 32 _Ausflug in Guatemala

lischen Nachmittagsgruppe, die eindeutig kleinere der beiden, das Essen für alle vor, helfen bei den Hausaufgaben, geben vor allem Mathematik-Nachhilfe oder lesen gemeinsam Zeitungsartikel über aktuelles Tagesgeschehen, so zum Beispiel über die Ereignisse in Paris und São Paulo. So wird das nicht gerade geliebte Lesen geübt, was einige wirklich nötig haben. Nach dem oft erst nach Aufforderung stattfindenden Abwaschen der eigenen Teller geht es für diese Gruppe zur Schule. Wenn sie nicht schon da ist, trudelt nach kurzer Zeit tröpfchenweise die schulische Vormittagsgruppe ein. Nach dem Essen werden die Küche und der Aufenthaltsraum auf Vordermann gebracht - irgendwas zum saubermachen findet sich immer. Grundsätzlich gilt: wer nicht in der Schule war, kommt nur um sich seine warme Mahlzeit abzuholen und geht danach wieder nach Hause und darf nicht an den angebotenen Aktivitäten teilnehmen oder gegen Ende mit allen Fußball spielen. Im Anschluss wird ebenfalls bei den Hausaufgaben geholfen oder Nachhilfe gegeben. Darüber hinaus finden regelmäßige Angebote statt - zweimal in der Woche gibt eine Freundin unserer Mitbetreuerin Alejandra, Claudia, einen Kunstworkshop - zuletzt wurden Holzschnitzereien erarbeitet. Nach Geschlechtern getrennt findet einmal wöchentlich eine Art Aufklärungskurs



Der altersschwache Che Pibe-Bus

statt, der die Mädchen schrittweise emanzipieren und den Jungs die Machoflügel stutzen soll. Dabei reicht es oft schon als gemäßigtes Exemplar der männlichen Gattung herzuhalten und den zu Kopfschütteln führenden Machoklischees eine andere Sicht der Dinge gegenüber zu stellen. Generell sollen in diesem Kurs Gedanken, welche die eigene Zukunft betreffen, angeregt werden. Jeden Mittwoch dann das kleine Prunkstück - Filmkurs!

Für über vierzig Jugendliche veranstalten der Regisseur Gabriel und sein Team, bestehend aus einer Filmstudentin und seinem Kameramann, einen Kurs in dem er zunächst an Beispielen die Vielfalt von Filmen darlegt, um im Anschluss mit den Jungs und Mädels eigene Filme zu produzieren - alles in

Eigenregie: Thema suchen, das man behandeln möchte, Drehbuch schreiben, schauspielern und filmen. Dieses Projekt gibt es seit mehreren Jahren und es hat u.a. schon einen mehr als einstündigen Film hervorgebracht, auf den es positive Reaktionen in landesweiten Zeitungen und sogar im landesweiten Fernsehen gab. Nach diesen Aktivitäten dürfen die Jungs endlich raus und auf dem projekteigenen Platz eine Runde Fußball spielen. Des weiteren gehen wir, wann immer wir die Zeit finden, dem Hausmeister zur Hand - es gibt immer etwas aufzuräumen oder zu reparieren; sei es das Abflusssystem, die Toilette, die Lichtschalter, die Wasserversorgung oder der altersschwache Che Pibe-Bus... ■■

Verwandte Artikel:

26 _Projektbeschreibung: Harding Special School, Südafrika

Der Autor:

Jan-Hinnerk Wittmershaus, 21 Jahre, arbeitete im Jahrgang 2004-06 mit der Weltweiten Initiative in Buenos Aires, Argentinien.



Guatemala

Philipp und die Weihnachtsschmuckfabrik

Ein besonderer Tag in der Comunidad Esperanza

von Philipp Maier, Guatemala

Es gibt Tage, an die man sich sein Leben oder zumindest einen Lebensabschnitt lang erinnert. Weil sie schön, fröhlich und einfach sehr besonders waren. Solch ein Tag war für die Kinder der Comunidad Esperanza (und natürlich auch ihre Betreuer) mit Sicherheit der 24. November dieses Jahres. Zum Abschluss eines langen Schuljahres und nach der stressigen Zeit der Abschlussprüfungen war 64 Kindern und acht Lehrern, größeren Kindern und Freiwilligen, ein ganztägiger Ausflug gegönnt.



Freiwilliger Maik in der Comunidad Esperanza

Die lange Busreise ging von Cobán, einer etwa 100.000 Einwohner zählenden Stadt in Zentralguatemala, in die guatemalteckische Hauptstadt Guatemala Stadt, um dort eine

Fabrik für Weihnachtsschmuck und einen Freizeitpark zu besuchen.

Das Erlebnis begann allerdings nicht erst mit der Abreise, sondern schon etliche Stunden früher, als sich die Kinder wegen der frühen Abfahrtszeit am Vorabend zum Übernachten auf dem Projektgelände einfanden. Die Stimmung und die Lautstärke dürften leicht vorstellbar sein, genauso die Müdigkeit und Ruhe, als um vier Uhr morgens der Bus kam, um die Gruppe innerhalb von fünf Stunden in die Nähe von Guatemala Stadt zu bringen. Selbst zur Frühstückspause mit vom Projekt gesponsertem belegtem Brot konnten sich

einige nur schwer auffinden. Als es schließlich hieß "Wir sind da!", war davon jedoch nicht mehr viel zu spüren. Und die Nachricht, dass der Besitzer der Fabrik für Weihnachtsschmuck die Kinder mit heißer Schokolade und einem weiteren Frühstück begrüßen würde, nahm dem letzten Kind die Müdigkeit und den Freiwilligen ihre letzten Hoffnungen auf einen entspannten Tag. Wenn schon in Deutschland die Besichtigung einer großen Fabrik ein besonderes Erlebnis ist, dann ist es für die Kinder aus Cobán erst recht einmalig.



Mädels bei der Arbeit...

Denn in Cobán existiert, trotz seiner Größe, so gut wie keine Industrie, die zu besichtigen die Kinder auch sonst keine Möglichkeit gehabt hätten. So verfolgten 64 Schüler, in zwei Gruppen geteilt, gespannt, in welchen Schritten aus meterlangen Glasröhren farbige Weihnachtskugeln werden und bestaunten die filigranen Maschinen, mit denen Verzierungen auf Geschenkbänder genäht werden. Da die Produktionssaison zu dieser Jahreszeit leider schon vorbei ist, konnte man sie nicht bei der Arbeit beobachten. Trotzdem war die Besichtigung sehr lehrreich und beeindruckend. Einen krönenden Abschluss fand sie darin, dass jedes Kind ein Päckchen mit Tischdeckchen, besticktem Geschenkbänder und Stoffschleifen geschenkt bekam, die auf der Weiterfahrt nach Guatemala Stadt lebhaft verglichen wurden. Der darauf folgenden Ungeduld, wohin die Reise schlussendlich führt, wurde ein Ende gemacht, als wir zur Mittagszeit im Freizeitpark IRTA ankamen, wo es zur großen Freude aller Kinder und zumindest der nicht vegetarischen Freiwilligen Ham-

burger mit Chips und Cola zum Essen gab. Davon gestärkt konnte es nun niemand mehr erwarten, endlich die Attraktionen in Augenschein zu nehmen und zu erstürmen, wovon die aufgeregte Horde auch keiner abhielt. So konnten sie zweieinhalb Stunden von Attraktion zu Attraktion ziehen, sich austoben oder durch den kleinen Zoo tigern, um Tiere zu bestaunen, die sie vorher, zumindest in der Wirklichkeit, noch nie gesehen hatten. Dasselbe galt auch für die Fahrgeschäfte, höchstens ein oder zwei Kinder hatten vor diesem Ausflug schon das Glück, einen Freizeitpark besuchen zu dürfen. Dafür war ihre Ausdauer erstaunlich und einige konnten auf der Rückfahrt stolz erzählen, 26 mal Achterbahn gefahren zu sein. Zum Glück waren im Bus genügend leere Tüten vorhanden. Ansonsten machte sich allgemeine Müdigkeit und Erschöpfung nach einem solch aufregendem Tag breit, was die sieben Stunden dauernde Heimfahrt durchaus ruhiger und angenehmer gestaltete. Nachdem sich alle erzählt hatten, welche Tiere ihnen am besten gefallen, welche Attraktion am meisten Spaß gemacht hatte und alle Fotos der Freiwilligen eingehend betrachtet und belacht waren, fanden die Meisten zu etwas Schlaf, bis der Bus um 23 Uhr wieder am Projektgelände ankam.

So endete ein herausragender Tag, über den nicht nur die jüngeren Teilnehmer sicher viel zu erzählen hatten. Denn auch ich werde diesen Tag lange im Gedächtnis behalten, der den Kindern so viel Freude bescherte. Und an dem ich die Chance hatte, viele Schüler besser kennen zu lernen. Erstens natürlich, weil ich vorher nie so viel Zeit am Stück mit den Kindern verbringen konnte und zweitens, da solch ein Tag völlig andere Situationen birgt als in der täglichen Arbeit, in denen sich die Kinder zeigen. In der Schule lehnen sich die Chaoten nicht an deine Schulter, um zu schlafen, du stößt nicht so leicht auf die Frage, ob sie zu Hause wohl genügend Geborgenheit und Zuneigung erfahren. So kann ein einziger Tag auch für ältere,



...und auf dem Ausflug.

re, scheinbar Erfahrenere das Verhalten und in diesem Fall den Umgang mit den Kindern verändern. Und die Notwendigkeit vor Augen führen, dass jemand, wie an diesem Beispiel Jovea (ein Zusammenschluss guatemaltektischer Jugendlicher, der schon mehrere Aktionen sponserte), besondere Erlebnisse, ob Tagesausflug, oder nur gemeinsamer Spaziergang oder Schwimmbadbesuch, ermöglicht, die für mich einen großen Teil der Kindheit ausmachen.

Und den Kindern wie dieser Ausflug nicht nur Geschenkbänder, Stoffschleifen und Christbaumkugeln beschenken, sondern auch viel, viel Spaß und unvergessliche Erinnerungen. ■■

Verwandte Artikel:

- 26 _Freiwillige Privat: Harding, Südafrika
- 30 _Palästina: Blog

■ Der Autor:

Philipp Maier, 20 Jahre, leistet seit diesem August in Cobán, Guatemala mit der Weltweiten Initiative seinen Freiwilligendienst.



Umfrage

Geld und Macht - Teil I

Wir stellten Menschen in verschiedenen Ländern dieselben Fragen:

1. *Stell dir vor, du gewinnst eine Million im Lotto. Wofür gibst du sie aus?*
2. *Wenn du der/die PräsidentIn deines Landes wärst - was würdest du tun?*

Hier sind die Ergebnisse aus Mexiko.

von Katharina Kappel, Mexiko

Magui, 35, Projektleiterin von Acortar Distancias (mein Zweitprojekt: Straßenkinderprojekt)

1. „Ich würde einen kleinen Bus für Acortar Distancias kaufen und ein Zentrum für Entwicklung der Gemeinschaft von Acortar Distancias aufbauen.“

2. „Ich würde eine Marktwirtschaft und eine politische und gemeinschaftssoziale Struktur in Mexiko schaffen.“



Martha (48, Ladenverkäuferin)

1. „Ich würde mir viele Häuser kaufen und sie vermieten, um Geld zu verdienen und ein Geschäft aufbauen, um vielen Menschen Arbeit zu geben. Außerdem würde ich nach Europa reisen.“

2. „Ich würde die Armut beenden, viele Krankenhäuser und Schulen bauen und die Menschen besser ausbilden, damit diese bessere Arbeit finden und mehr Geld verdienen.“



Dany, 20, Studentin

1. „Ich würde mir ein Haus am Strand kaufen, eine Weltreise mit einem Freund machen und Geld an Einrichtungen für Arme schenken.“

2. „Ich würde mehr Beziehungen zu Süd- und Mittelamerika auf- und Beziehungen zu den Vereinigten Staaten abbauen, die Schamauer beseitigen, im Konflikt von Chiapas helfen, die Rechte der Indigenen respektieren und versuchen die Armut zu beseitigen.“

Alex, 23, Mitarbeiter im Internet-Café

1. „Ich würde alle nötigen medizinischen Prüfungen machen, um zu wissen, was schlecht mit meiner Gesundheit ist, um es zu bereinigen und neu zusammenzusetzen.“

2. „Ich würde das gesamte politische System und das System der öffentlichen Sicherheit neu einrichten.“

Verwandte Artikel:

- [03 _ Volksaufstand in Oaxaca](#)
- [06 _ „Otra Campaña“ der Zapatisten](#)
- [19 _ Mexiko und NAFTA](#)
- [35 _ Lakandonien, Mexiko](#)

Estelita, 65, Projektleiterin Oasis (mein Erstprojekt: Kinderheim für Sozialwaisen)

1. „Ich würde das Geld anlegen, da es so nicht ausreichen würde, um alles Notwendige für die Oasis zu kaufen. Ich würde mehr an die Zukunft denken und abwarten bis ich genügend Geld habe, um die Oasis zu renovieren und herzurichten.“

2. „Ich würde die Aufmerksamkeit der Regierung und der Menschen auf die Kinder lenken, damit sie gut ausgebildet und gut erzogen werden. Auch würde ich die Eltern richtig erziehen, damit diese richtig erziehen können.“



Alfredo, 32, Kellner und Ladenverkäufer



1. „Ich würde mir ein Haus und ein Auto kaufen. Die Hälfte würde ich an Menschen verschenken.“

2. „Ich würde alle Ministerien umstrukturieren, alle Regierungseinrichtungen verändern und diejenigen entlassen, die zwar für die Regierung arbeiten, aber nichts machen.“

Andrea, 25, studierte Köchin

1. „Ich würde ein Haus bauen lassen für zum Beispiel ein Krankenhaus, also für das, was gerade benötigt wird und eine Einrichtung für Acortar Distancias.“

2. „Ich würde mehr Arbeit und einen höheren Lohn schaffen, um die Armut zu beseitigen.“ ■■

■ Die Interviewerin:

Katharina Kappel, 20 Jahre, hält sich seit Ende August in Mexiko auf und arbeitet als Helferin im Kinderheim für Sozialwaisen El Oasis.



Mexiko

Wie lange darf ein Volk überleben?

Noch leben 700 Lakandonen im Süden Mexikos in Chiapas

von Sebastian Voß, Mexiko

Man steht auf der obersten Plattform des „Templo de la cruz“ und schaut herab auf den gigantischen Palast, welcher auf einer Fläche von 80 mal 100 Metern aus dem Boden ragt. Ein beeindruckendes Bild. Die Rede ist von den Mayaruinen Palenques im Süden von Mexiko, im Bundesstaat Chiapas. Bei ihrem Anblick kommt man kaum aus dem Staunen heraus und man fragt sich: „Wer waren diese Maya? Wer waren die Erbauer dieser Steinriesen, die tausend Jahre überdauerten?“ Zeitzeugen kann man heute nicht mehr fragen, jedoch findet sich im Regenwald von Chiapas in der Nähe der Stadt Palenque ein Volk, welches sich als die wahren Nachfahren der historischen Maya versteht, die Lakandonen.

Heute leben noch 600-700 Lakandonen und sind somit die kleinste Ethnie Mexikos. Im 16. Jahrhundert zogen sie sich nach blutigen Kämpfen, die sie mit den spanischen Konquistadoren führten und die ihre Anzahl nahezu auf die Hälfte schrumpfen ließ, in den Urwald von Chiapas zurück, um dort isoliert als eine Art Waldnomaden zu leben. Ihre Spuren lassen sich bis in die Neuzeit verfolgen. Die Lakandonen bezeichnen sich selber als *hach winik*, was aus dem Lakandonischen (*lacandón*) übersetzt soviel heißt wie „wahre“ oder „echte Menschen“. Sie sind oft kleinwüchsig und haben weiche, mädchenhafte Gesichtszüge. Typisch sind ihre traditionellen, weiß-wallenden Gewänder



Lakandonisches Mädchen

und ihr pechschwarzes, schulterlanges Haar. Sie leben in Familiengemeinschaften (*cari-bales*) zwischen den Flüssen Usumacinta und Jatate sowie in den *comunidades* (Dorfgemeinschaften) Nahá, Metzabók und Lacanjá Chansayab.

Nur wenige von ihnen leben noch heute traditionell. Der Anbau von Bohnen, Reis, Mais und Tabak wurde abgelöst durch das Tourismusgeschäft. Geld erhielt Einlass in ihre Kultur. So erinnert sich Camelo Chanboor: „Zuvor haben wir von der Jagd und vom Fischen gelebt. Jetzt können wir uns vieles kaufen: Zucker, Öl, Seife, Salz und Kleidung. Wir hoffen, dass unsere Kultur nicht verloren geht. Die alten Bräuche sind gut für den Tourismus. Durch sie können unsere Familien Geld verdienen.“

Reisegesellschaften bieten geführte Touren durch Lakandonendörfer an. Sogar Übernachtungen in Hütten traditioneller Bauweise sind möglich. Die Dorfbewohner verkaufen handgefertigte Jagdutensilien, wie Messer, Pfeile und Bögen oder lakandonische Gewänder und Kleider.

Viel gravierender als Geld und Tourismus war der Einfluss einiger amerikanischer Baptisten, die in den Dörfern z.B. in Lacanjá missionierten. Dies führte dazu, dass sich ein Großteil der Lakandonen taufen ließ, den christlichen Glauben annahm und alte Riten, Bräuche und den Polytheismus aufgab. Die Missionare haben das Leben des einstigen Naturvolkes unumkehrbar verändert. Vor allem das Kollektivdenken und -handeln habe sich stark geändert in der indigenen Gemeinschaft, beteuert Chansaap Najk'in: „Wenn Du früher keinen Mais hattest, dann haben dir die Nachbarn geholfen. Heute musst Du für alles bezahlen. Das haben die Leute in der Kirche gelernt. Dort dreht sich alles ums Geld.“¹

Es habe sich ein falscher Individualismus etabliert, den die evangelikalen Missionare als Befreiung aus der Gruppe zum Individuum bezeichnen.



Am traditionellsten lebt man heute noch in der 65km von Ocosingo entfernten Comunidad Nahá. Hier lebte bis 1996 die wohl weitbekannteste Lakandonen-Persönlichkeit der Neuzeit. Chan k'in Viejo. Man vermutet er wurde über hundert Jahre alt. Er starb am 23.12.1996 und war ein t'o'hil, ein spiritueller Führer und Bewahrer der lakandonischen Traditionen.

Religion und Spiritualität der Lakandonen stützt sich auf das Buch „Popol Vuh“. Man darf vorsichtig behaupten, es sei die Bibel Maya. Im Popol Vuh findet sich z.B. die Ge-

¹Vgl. „Mexikanische Lacandonen auf dem Weg ins neue Jahrhundert“, Andreas Boueke

Der Autor:

Sebastian Voß, 20 Jahre, arbeitet seit Ende August in San Cristobal, Mexiko, im Projekt *Melel Xojobal*.



schichte der Entstehung der Welt nach dem Glauben der Maya.

„[...]So sprachen sie, als die Erde durch sie entstand. Lediglich so fand die Schöpfung der Erde statt: „Erde“, sagten sie und sofort bildete sich die Erde, als gleich Krebsen die Berge auf dem Wasser erschienen. In einem Augenblick entstanden die großen Berge. Nur übernatürliche Weisheit, nur ein Wunder vermochte die Berge und die Täler zu ersinnen, zugleich auch das Entstehen der Zypressen und Tannen auf ihrer Oberfläche. Also freute sich Qukumac: „Willkommen bist du, o Herz des Himmels, du Huraqan, und du Cipi kaqulha, Rasa kaqulha. Unsere Werke, unsere Geschöpfe werden vollendet werden“, sprachen sie.

Zuerst bildeten sich die Erde, die Berge, die Täler; der Lauf der Gewässer wurde verteilt, Bäche schlängelten sich zwischen den Bergen hindurch - so waren Gewässer verteilt, als die großen Berge erschienen waren. Also geschah die Schöpfung der Erde, als sie geschaffen wurde durch jene, die das Herz des Himmels, das Herz der Erde sind. Denn so heißen jene, welche sie zuerst entstehen ließen, als der Himmel und die Erde noch mitten im Wasser schwebten. So war deren Entstehung, als sie sie entstehen ließen, als sie die Vollendung und Ausführung durch sie selbst ersannen.“²

Schon einmal haben die Ureinwohner Chiriquis, die Lakandonen, dem Ansturm von Eroberern standhalten können. Ob es ein zwei-

tes Mal funktioniert, weiß niemand. Zwar setzt sich die Öffentlichkeit für die Rechte, wie Landbesitz und Staatsbürgerschaft, der Lakandonen ein, jedoch sind Tourismus und Globalisierung keine offensichtlichen Gefahren wie Pistolen und Säbel der Konquistadoren, sondern gleichen eher einer Krankheit, dem schleichenden Tod der traditionellen Ursprünglichkeit der Lakandonen. ■■

Verwandte Artikel:

- [03 _Volksaufstand in Oaxaca](#)
- [06 _„Otra Campaña“ der Zapatisten](#)
- [09 _Gipfel indigener Völker](#)
- [19 _Mexiko und NAFTA](#)
- [34 _Umfrage: Mexiko](#)
- [36 _Minenkultur in Bolivien](#)

²Auszug aus dem „Popol Vuh“, der heiligen Schrift der Quiche Maya.

Bolivien

El tío y la coca

Der Marsch der *mineros* nach La Paz und zurück

von Matthias Buhrow, Bolivien



Bolivien ist das materiell ärmste Land Lateinamerikas. Und Potosí ist eine bolivianische Großstadt. Zwischen 3.976 m und 4.070 m Seehöhe auf der Hochebene des Altiplano gelegen, wird sie zuweilen als höchstgelegene Großstadt der Welt bezeichnet. Durch die Höhenluft ist die örtliche Vegetation kärglich, steppenähnlich. Tagsüber spendet die Höhensonne Wärme, doch nachts fallen die Temperaturen selbst im Sommer, der Regenzeit, oft unter den Gefrierpunkt. Die Wintermonate bringen oftmals Wassermangel mit sich.

Was bewegte Menschen vor beinahe 500 Jahren dazu, den Überlebenskampf mit den Lebensbedingungen Potosí aufzunehmen?

Im Falle Potosí liegt die Antwort am Grunde einer noch lebensfeindlicheren Umgebung, den Stollen des Silberminenbergbaus unter Tage. Dort, wo Schwefel und Asbestdämpfe sowie Staub die Körper der Arbeiter verschleifen ließen, wo kein Tageslicht und Sauerstoff nur über Hochdruck hingelangte, von dort wurde das begehrte Silbererz der Minen von Potosí gefördert.

Was Potosí alles zu Tage gefördert hat: Die Ära Potosí

Die Anfänge des potosiischen Bergbaus gehen auf die Inka zurück, welche am *Cerro Rico* - dem „Reichen Berg“ - bereits Silber abgebaut haben. Im Jahre 1546 ließ Hidalgo Diego de Centeno die erste Mine mit dem Namen *La Descubridora* eintragen. Es dauerte kein Jahr, bis die Kunde ihren Weg nach Spanien gefunden hatte und die Stadt Potosí gegründet wurde. Die Silbervorkommen

waren anfangs so reich, daß sie im Tagebau gewonnen werden konnten. Als Hauptsilberquelle der spanischen Krone kehrte rasch die Blütezeit der Stadt ein. 1553 wurde Potosí deshalb zur *Villa Imperial* - zur Reichsstadt. Die *Casa de Moneda*, eine für das spanische Reich bedeutende Münzprägerei, wurde errichtet. Bis Ende des 16. Jahrhunderts gehörte Potosí mit seinen 160.000 Einwohnern zu der Riege von Sevilla, Venedig und London: zu den Weltmetropolen.

Im 17. Jahrhundert versiegte der einst unerschöpflich geglaubte Silberreichtum des Cerro Rico. Bis zu diesem Zeitpunkt trug das Silber Potosí ein Viertel des spanischen Haushaltes.

Verwandte Artikel:

- [03 _Volksaufstand in Oaxaca](#)
- [06 _„Otra Campaña“ der Zapatisten](#)
- [09 _Gipfel indigener Völker](#)
- [19 _Mexiko und NAFTA](#)
- [35 _Lakandonen, Mexiko](#)

Potosí heute

Die Bilanz des *Cerro Rico* bis zum heutigen Tag ist bitter. Tausende Stollen durchlöchern den Berg. Es wird geschätzt, dass die Arbeit im Berg 8 Millionen indigene *mineros* (Minenarbeiter) das Leben gekostet hat. Aufgrund dieser unglaublichen Zahl wird der Berg "*Cerro que come hombres*" - zu deutsch: "Der Berg, der Menschen isst" - genannt. Auch heute wird noch in den Minen geschürft, hauptsächlich Zinn, der Silberabbau wurde nach Oruru verlagert. Seit dem Jahre 2002 haben sich die internationalen Zinnpreise annähernd verdoppelt, das Interesse am Cerro Rico ist seitdem wieder stetig gewachsen. Dennoch hat Potosí nichts von seinem Glanz aus der Zeit als Reichsstadt wiedergewonnen. Strukturschwach und isoliert liegt es unter dem *Cerro Rico*.

Nach wie vor sind in Potosí die Schutzbestimmungen für die *mineros* minimal oder schlichtweg nicht in Kraft. Europäische Standards der Arbeitsschutzvorschriften sucht man in Potosí vergebens. Schätzungsweise

6.500 Kinder und Jugendliche arbeiten immer noch für den Erzabbau in Potosí, circa 800 unter Tage. Die Quecksilber- und Asbestdämpfe in den Minen greifen hauptsächlich die Lungen an. Die gefürchtete Silizose (Staublunge) ist eine tödliche Krankheit, und für die Menschen, die

hier unter Tage arbeiten nur eine Frage der Zeit. Die Lebenserwartung der *mineros* liegt bei 38 Jahren. Als Tageslohn winken durchschnittlich vier US-Dollar, abhängig von der Qualität des gewonnenen Erzes. Unfälle mit tödlichem Ausgang stellen keine Seltenheit dar, da die Sprengungen in den Stollen die provisorischen Stützpfeiler der Schächte schnell destabilisieren können.



Ein Tio am Eingang einer Mine

Tiefpunkt Minenarbeit

Die Minenarbeiter repräsentieren in Bolivien eine wichtige Berufsgruppe. Die allermeisten *mineros* arbeiten unfreiwillig in den Stollen und lassen so die sozialen Gefälle und Kluften erkennen: durch die Armut der bolivianischen Bevölkerung werden viele Menschen dazu gezwungen, in den Minen zu arbeiten, da eine Schulbildung nur schwer finanzierbar ist. Auch Kinder arbeiten dort, um ihre Familien zu ernähren. Die Analphabetenrate ist dementsprechend hoch. Mit diesem Bildungsstand ergeben sich Anstellungsschwierigkeiten, die es in den Minen jedoch nicht gibt. Das ganze folgt den Gesetzen eines Teufelskreises: um das überlebensnotwendige Haushaltseinkommen zu erwirtschaften, werden zwangsläufig die Möglichkeiten vernachlässigt, die den Aufstieg in eine höhere Schicht ermöglichen würden. Wo gibt es noch Hoffnung für die Minenarbeiter - Kälte, Hunger, Durst und Schlafmangel ausgesetzt, mit dem Risiko der Silizose oder eines Arbeitsunfalls konfrontiert?

El Tio y la coca

Während die katholische Kirche in Bolivien einen immensen Glaubenseinfluss ausübt, gelten die Gebete der *mineros* unter Tage einer anderen Gottheit: dem Tio (wörtlich: Onkel). Jede Mine hat im Eingangsstollen

eine Figur mit Maske des Tio. Dieses gehörnte Wesen ist Ansprechpartner und Schutzgeist der Arbeiter. Sie glauben, dass er den Ertrag bestimmt, Unglücke verhindert oder auslöst und dass ohne sein Wohlgesinnen die Arbeit in den Stollen einem Todesurteil gleichkommt. Um die Gunst dieser Kreatur zu erlangen, opfern die *mineros* ihm regelmäßig Kokablätter, Alkohol, Tabak oder Es-

sen. Sie bitten ihn um Gnade und um Erfolg bei der Erzsuche. Und sie vertrauen darauf, durch den Willen des Tio die Mine nach Ende der Schicht wieder gesund verlassen zu können. Die Dauer der Schichten kann bis zu 24 Stunden oder länger betragen, unter den Arbeitsumständen vor Ort eine zerstörerische Anforderung an das System des menschlichen Körpers.



Gegen die physischen Belastungen kauen die *mineros* Kokablätter. Der Wirkstoff

der Blätter, die stiellos zerkaut und stundenlang in den Wangen umhergetragen werden, betäubt Nahrungsbedürfnisse sowie Schmerzempfinden. Gleichzeitig steigert er die Konzentrationsfähigkeit. Das Kokablatt ist somit essentieller Bestandteil im Alltag eines Minenarbeiters.



Eskalation

Am 5. Oktober 2006 lösten Streitigkeiten um Schürfrechte unter Minenarbeitern schwere Auseinandersetzungen aus. Offiziellen Angaben zufolge verloren mindestens 21 Menschen ihr Leben und mehr als 60 wurden verletzt.

Dieser Eskalation lagen höchstwahrscheinlich nicht nur Abrenzungsstreitigkeiten zugrunde. Man kann davon ausgehen, dass auch der Unmut über die soziale Benachteiligung und die Aussichtslosigkeit der materiellen Verarmung Gegenstand des anschließenden Protestes in La Paz, der inoffiziellen Hauptstadt mit dem Regierungssitzes Boliviens waren.

Staatspräsident Evo Morales reagierte mit einer Entlassung des umstrittenen Bergbauministers Walter Villarroel.

Die *mineros* zogen nach La Paz und de-

monstrierten mit detonierenden Dynamitstangen auf den Straßen der Stadt. Als Indiz für die allgemeine Stimmung der Wut über die sozialen und materiellen Spannungen trat die Transportgewerkschaft in einen Solidarstreik und blockierte zudem die wichtigsten Zufahrtswege nach La Paz. Dieser *bloqueo* legte kurzfristig ganz Bolivien lahm.

So war die Situation am 7. Oktober 2006. Die Gerüchte eines eventuell bevorstehenden Staatsstreiches haben sich seitdem nicht erfüllt, obwohl die Spannungen an die blutigen Ausschreitungen im Oktober 2003 mit Toten und Verletzten und den Sturz des da-

maligen Präsidenten erinnern. Seinem Nachfolger Carlos Mesa galten bei den aktuellen Konflikten Rücktrittsorderungen, die dieser jedoch zurückwies.

Ausblicke der Gegenwart

Heute, am 12. November 2006, hat sich die Lage zumindest oberflächlich längst beruhigt. Es gibt keinen *bloqueo* mehr, die Notwendigkeit, ihre Familien zu ernähren, hat die *mineros* wieder zu ihrer Arbeit zurückgeführt. Mit den Demonstranten haben auch die Militär- und Polizeihundertschaften La Paz verlassen.

Doch von den Problemen der sozialen Spannung wurde offenbar keines gelöst. Die Arbeitsbedingungen der *mineros* verbleiben katastrophal. Der politischen und elitären Herrschaftsriege, die seit zwanzig Jahren Rohstoffe des Landes ausbeutet, ist kein Ende gesetzt, klagen breite Teile der Bevölkerung.

Somit bleibt nur zu hoffen, dass zukünftig die richtigen Signale, wenn sie auch nur einen symbolischen Charakter besitzen sollten, gesetzt werden. Denn dem Pulverfass der materiellen und sozialen Klüfte in Bolivien wurde nun zwar einmal der Druck abgelassen, seine Explosivität aber keineswegs neutralisiert. Und keine Bevölkerung geht ewig ihrem hoffnungslosem Alltag nach, wie es die *mineros* in den Stollen tun müssten, oder fährt mit unsicherer Bezahlung weiter, wie es am Beispiel der Transportgewerkschaft der Fall wäre. Solange diese Gruppen keine Änderung wahrnehmen, die von "da oben" ausgeht, und nicht weiter annehmen müssen, dass sie zum Wohl der politischen Führung des Landes ausgebeutet werden, wird Bolivien ein Pulverfass bleiben. ■■

Quellen: wikipedia, tagesschau.de, tagesspiegel.de, deza.admin.ch, members.aol.com/bit2west/bolivien.htm, caiman.de/potosi.html, musikmeier.ch/potosi.html, scoweb.de/Suedamerika/sued_berecht_teil1.htm, thierry.name/Potosi.htm

■ Der Autor:

Matthias Buhrow, 20 Jahre, leitet zusammen mit Philipp Schrauth das Ressort Kultur. Er arbeitet im Projekt *Comunidad de Productores en Arte* (COMPA), La Paz.



Argentinien

Fiesta de los Estudiantes

Frühlingsanfang in Jujuy

von Felix Kübler, Argentinien

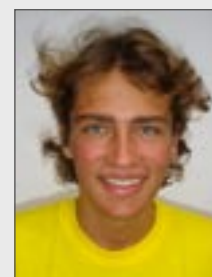
In Jujuy, im Norden Argentiniens, fand, wie jedes Jahr im September, die sogenannte „Fiesta de los Estudiantes“ statt. Dieses Fest fällt mit dem Frühlingsanfang zusammen und versetzt die Stadt für eine Woche in den Ausnahmezustand. In mehreren Umzügen präsentierten sich die verschiedenen

Schulen Jujuys. Jede Schule konstruierte einen festlich geschmückten Umzugswagen. Dabei übertrafen sich die Wagen gegenseitig an Größe und Farbenpracht. Alle Wagen standen unter einem bestimmten Thema. Von überdimensionalen Fußballschuhen bis hin zu einem Märchenwald, der von pneumatisch betriebenen Hasen durchhoppelt wurde, war alles vertreten. Die Wagen wurden am letzten Tag des Festes von einer Jury bewertet und prämiert. Im Mittelpunkt stand aber die Wahl der „Reina de los Estudiantes“, der „Königin der Schüler“. Auf jedem Wagen saß die Schönheitskönigin der jeweiligen Schule und versuchte die Jury mit - manchmal verkramptem - Lächeln und königlichem Winken zu überzeugen. Die Gewinnerin Jujuys trat dann am letz-

ten Tag gegen die Auserwählten der anderen Provinzen Argentiniens an. Dass letztlich die *reina* aus der benachbarten (und auch ein bisschen konkurrierenden) Provinz Salta gewann, tat der Feierstimmung keinen Abbruch. Während der „Feiertage“ war die Stadt voll von *reinas*, Umzugswagen, Reportern und Besuchern aus anderen Provinzen. Auf den Festen waren alle Altersgruppen vertreten und die Begeisterung war ebenso umfassend. Umrahmt wurde das Fest von verschiedenen Konzerten und über die ganze Stadt verteilten Veranstaltungen. ■■

■ Der Autor:

Felix Kübler, 20 Jahre, arbeitet seit September in Jujuy, Argentinien im Projekt *Dar.Lo.Dab*.



Schönheitskönigin auf der Fiesta

Wohin, Südafrika?

Kulturelle Einblicke: Die Gesellschaft Südafrikas nach der Apartheid

von Till Bühler, Südafrika

Ende 2006

Bald ein Vierteljahr haben die neun Südafrika-Freiwilligen des Jahrgangs 2006/2007 der *Weltweiten Initiative* mittlerweile im südlichsten Land des afrikanischen Kontinents erlebt. Von den hochinteressanten politischen und gesellschaftlichen Entwicklungen dort berichtet auch Florian Kienle in seinem Artikel auf Seite 17. Till Bühler, der zusammen mit Malte Kraus im Straßenkinder-Projekt *Streetwise* nahe der Metropole Durban arbeitet, schreibt hier von seinen Erfahrungen der ersten Monate in einem Land, dessen zwischen erschütternder Vergangenheit und ungewisser Zukunft eingeklemmte Gegenwart mit dem Wort „komplex“ nur unzureichend beschrieben ist.

Sie hat das Temperament einer „richtigen afrikanischen Mama“: Laila, eine 26-jährige Studentin, hat 2006 ein Praktikum bei *Streetwise* absolviert, der Nichtregierungsorganisation, bei der auch Malte Kraus und ich als Freiwillige arbeiten. Sie bezeichnet sich selbst als „emotionaler und impulsiver“ Mensch, lacht gerne, herzlich und viel. Laila hat weiße Hautfarbe und blonde Haare, sie kommt aus Norwegen.

Während ihrer drei Monate hier hat sie einen tollen Dienst geleistet. Sie hat sich sehr schnell ins Projekt eingelebt, die Jungs lieben sie. Auch ihr ist das Leben im „Shelter“, wie das Heim für Straßenkinder im Westen Durbens genannt wird, sehr ans Herz gewachsen und dabei eine Person ganz besonders: Musa, der 24-jährige angehende „Child-careworker“. Vor zehn Jahren, als Musa 14 Jahre alt war, fand er als Straßenkind selbst Zuflucht im *Streetwise*-Shelter. Heute ist er zurückgekehrt und hilft als Betreuer an dem

Ort, an dem ihm geholfen wurde. Durch seine Geschichte hat Musa ein sehr gutes Verhältnis zu den Kindern, die heute mit Hilfe von *Streetwise* einen Neuanfang wagen. Bald nachdem Malte und ich in den Shelter gekommen waren, stellte sich heraus, dass die Beziehung von Musa und Laila über das Berufliche hinausging. Sie hatten sich ineinander verliebt.



Wegweiser in Kapstadt, Südafrika

Ein freies Wochenende wollten Laila und Musa gemeinsam am Strand Durbens, der nahe gelegenen größten Stadt der Provinz KwaZulu-Natal, verbringen. Auch 12 Jahre nach dem endgültigen Ende der Apartheid durch die ersten demokratischen Wahlen gibt es in Durban Strandabschnitte, die überwiegend von Schwarzen und solche, die zum Großteil von Weißen besucht werden. Lailas und Musas Ziel an diesem Tag war ein „weißer“ Strand.

Sie gehen zusammen ins Wasser, planschen rum und schmusen etwas. Alles scheint normal. Bis drei weiße Jungen in ihrer Nähe plötzlich zu lachen beginnen. Laila kommt erst gar nicht auf den Gedanken, dass sie über sie lachen könnten. Dann fängt einer

der Jungs an, das Paar mit Sand zu bewerfen, die anderen tun es ihm gleich. Laila versteht die Welt nicht mehr. Sie fühlt sich „wie ein Tier“. Wie muss sich Musa erst fühlen? Während Laila sich gedemütigt abwendet, sucht er das Gespräch mit den Jungs. Kurz darauf ist sein Gesicht voller Sand. Die Kids scheinen ihn aus nächster Nähe mit Sand beworfen zu haben, während er mit ihnen reden wollte.

Am nächsten Tag suchen Laila und Musa einen hauptsächlich von Schwarzen besuchten Strandabschnitt auf. Laila fühlt sich unwohl. Mich selbst überkommt ein gewisses Gefühl des Fremdseins schon, wenn ich zum nächstgelegenen belebten Taxistand gehe, wie ungewohnt muss sich eine blonde Frau erst fühlen, wenn sie sich - ausschließlich umgeben von schwarzen Menschen, deren Neugier nicht zu übersehen ist - im Bikini präsentiert. Sie fühlt die Blicke aller Strandbesucher auf ihr haften. Doch mit einem Mal klatschen die Leute um Laila und Musa herum. Laila versteht die Welt nicht mehr. Der Applaus gehört ihr und in besonderem Maße Musa. Er hat es geschafft, mit einer weißen Frau zum Strand zu gehen, mit ihr zusammen zu sein. Dies scheint für die Passanten höchst ungewöhnlich und gar ein Erfolg zu sein, sodass sie Musa und seine Begleiterin tatsächlich beklatschen.

Diese wahre Begebenheit ist zu Teilen exemplarisch für das heutige Südafrika. Wie es Adoro, der der Bevölkerungsgruppe der Zulus angehört und als Priester einer multi-kulturellen Kirche in der Nähe vorsteht, ausdrückt: „*The People are free but the minds aren't free yet*“. Südafrika, die „Regenboggennation“, so liest man es in den Broschüren für Touristen. Und tatsächlich begegnen einem, gerade in der Gegend um Durban, Menschen verschiedenster Kulturkreise. Weiße Buren, schwarze Zulus, Inder oder

coloureds, wie Farbige bezeichnet werden. Beim Schreiben von Zeilen wie diesen wird einem bewusst, wie sehr man selbst in der expliziten Unterscheidung nach Hautfarben und anderen Merkmalen verhaftet ist. Diese Kategorisierung ist unangenehm, aber unabdingbar, will man seine Eindrücke von Südafrikas gegenwärtiger Gesellschaft schildern. Hier in Südafrika scheinen diese Kategorien immer noch das Leben zu bestimmen. Sie sind fest in den Köpfen der Menschen verankert. Die Bezeichnung eines Menschen, etwa als *coloured*, sei keine Provokation, erklärt unser Freund Trevor. Für ihn sei dies lediglich der völlig wertungsfreie Ausdruck einer Tatsache.

Die Nachwirkungen der Konservierung verschiedenster Kulturen in der Ära der Apartheid scheint die real existierende „Regenbogennation“ auszumachen. Die einzelnen Kulturkreise haben lange Zeit nebeneinander her existiert, ohne großen Austausch oder gar Vermischung untereinander. Konservativ scheinen gerade die Weißen eingestellt, geht es um die Möglichkeit, die alten Strukturen getrennter Entwicklung aufzubrechen. So trifft man auf Südafrikaner mit deutschen Vorfahren, die seit vielen Generationen in Südafrika leben und trotzdem immer noch flüssig Deutsch sprechen. Kaum ein Weißer ist jedoch einer afrikanischen Sprache mächtig. Folglich erntet man freudig überraschte und zugleich verlegene Antworten, grüßt man als Weißer schwarze Menschen in Zulu, der in KwaZulu-Natal präsentesten der elf offiziellen Sprachen Südafrikas. Selten stößt man auf feste freundschaftliche Beziehungen zwischen Weißen, Schwarzen oder Indern. Auch in Sachen Liebe scheinen die Südafrikaner in ihrer kulturellen Kaste zu bleiben. Ich kann mich bisher nur an ein schwarz-weißes Paar erinnern, das ich in wenig mehr als drei Monaten hierzulande in der Öffentlichkeit gesehen habe, abgesehen von Laila und Musa. Auch Kirchen scheinen per ungeschriebenen Gesetz nach Bevölkerungsgruppen getrennt zu sein, Zulus feiern

den Gottesdienst unter sich, ebenso Weiße. In welcher Sprache die Messe gehalten wird, entscheidet, wer welche Kirche besucht. Einzig eine englischsprachige *Coloured*-Gemeinde zieht etwa auch einige Zulus an. In der großen Ethekwini Community Church wird gleichzeitig in Zulu und Englisch gepredigt, die Besucher kommen größtenteils aus dem Ausland.



Straßenjungen in Durban, Südafrika

Um dieses Wirrwarr von Abkapselungen zu verstehen, muss man sich vergegenwärtigen, dass die Schrecken der Apartheid erst vor zwölf Jahren ein auf dem Papier faktisches Ende gefunden haben. Das heißt, ein 30 Jahre junger Mensch hat den Großteil der ersten und somit stark prägenden 18 Jahre seines Lebens noch unter der Apartheid erlebt. Sicherlich ein Grund, warum die verschiedenen Kulturkreise, deren Zusammengehörigkeit meist, aber nicht ausnahmslos die Hautfarbe definiert, immer noch so weit voneinander entfernt leben. Mithin am genauesten nehmen es „die Weißen“ mit der Differenzierung nach Herkunft. Die Buren auf der einen Seite, sich auf die Landung des Niederländers Jan van Riebeeck am Kap der Guten Hoffnung 1652 berufend und in ihrer Sprache Afrikaans aufwachsend. Und die Nachfahren der englischen Kolonialisten, die später nach Südafrika gelangten, auf der an-

deren Seite. Beide Gruppen führten im Laufe der Jahre harte politische wie militärische Auseinandersetzungen um die Vorherrschaft im postkolonialen Südafrika.

Sowohl die einen wie auch die anderen meint Sibusiso, wenn er sagt: „*We welcome them in the new South Africa, but they want not come.*“ Der Mittfünfziger arbeitet in hoher Position bei der Polizei KwaZulu-Natals. Das neue Südafrika, regiert von Schwarzen, begrüßt die Weißen. Letztere scheinen den Schwarzen und „deren“ Regierung jedoch mehrheitlich abweisend gegenüber zu stehen. Fragen mich Weiße, wie ich das Leben in Südafrika finde, so lautet die Antwort auf meine Versicherung, dass es mir sehr gut gefällt meist: „Ja, es ist ein schönes Land, nur die Schwarzen machen es kaputt.“ In der Tat scheinen manche richtiggehende Angst vor „den Schwarzen“ zu haben. Vielleicht schlägt sich darin eine Mischung aus schlechtem Gewissen, das von der Apartheid herrührt, und Reaktion auf die um sich greifende Kriminalität nieder. Unzweifelhaft liegt den extrem hohen Verbrechensraten die Tatsache zu Grunde, dass Südafrika mittlerweile Brasilien als Spitzenreiter der Rangliste, die den Grad des Arm-Reich-Gefälles bemisst, abgelöst hat. Eine Konzentration der Diskussion auf diese Ursache vermisst man - nicht nur - in weißen Kreisen ebenso wie eine Projektion schlechter Erfahrungen auf alle Menschen einer Hautfarbe allgegenwärtig ist.

Die Furcht, Opfer von Überfällen, Entführungen oder Vergewaltigungen zu werden, führt dazu, dass die, die es sich leisten können, sich in Hochsicherheitstrakten mit Einkaufszentrum, Kinos, Schulen und Arztpraxen hinter Stacheldraht und Hochspannungszäunen einigeln. Die neuesten derartigen Baupläne für die Nobelviertel im Norden Durban schildert uns Richard: Der Farbige ist mit seinem eigenen kleinen Unternehmen im Immobiliengeschäft tätig und hat sein Büro im Gateway, dem größten Einkaufszentrum der südlichen Hemisphäre mit

Kinos, Theater, Kletterwand, Skaterpark und künstlicher Surfwelle, eben in jenem Durbaner Norden gelegen. Richard setzt derweil auf das Stadtzentrum der Hafenstadt. Seine Hoffnung ist die Fußball-Weltmeisterschaft 2010 in Südafrika. Er hat die Pläne für den Stadion-Neubau, nahe Zentrum und Hafen in Durban, gesehen und findet sie „genial“. Für Richard ist klar, dass diese Gegend an Renommee gewinnen und für eine zahlungskräftige Klientel aus In- wie Ausland lukrativ werden wird. Hierzu passt, dass die Polizei Durbans ihre Vorbereitungen für 2010 intensiviert. Angeblich sind seit kurzem jeden Tag mehr als 1000 Polizisten zusätzlich an und Hubschrauber über den neuralgischen Punkten der Stadt im Einsatz.

Bekanntschaft mit Sibusiso und Richard hatten wir über Xnolise geschlossen. Der 20-jährige Zulu hat gerade seinen Schulabschluss gemacht. Neben seinem Studium arbeitet er an seiner Selbstständigkeit, spricht der Eröffnung eines eigenen Unternehmens. Die finanzielle Unterstützung hierfür erhält er vom Staat, der damit seine Politik der „Affirmative Action“ umsetzt. Letztere soll - stark verkürzt dargestellt - den während der Rassentrennung Diskriminierten Chancen auf beruflichen und somit ökonomischen Erfolg eröffnen. Xnolise ist Mitglied der Jugendorganisation des regierenden *African National Congress* (ANC) und verteidigt dessen Politik vehement, auch wenn nicht wenige Kritiker dieser eine Hauptschuld an den sich forcierenden sozialen Unterschieden im Land anlasten und sogar von einer „sozialen Apartheid“ sprechen. Xnolise will von dieser Kritik nichts wissen, er gehört zu den Gewinnern der neuen freien Marktwirtschaft. Seinesgleichen trifft er jeden Sonntag beim „Business Breakfast“ der Ethekwini Community Church im Herzen Durbans. In dem bis zu 6000 Menschen fas-

senden, weißen Zelt wird nicht nur gebetet und gesungen. Hier trifft sich die „schwarze High Society“ der Stadt, Beziehungen werden geknüpft, auch Neulinge ohne Erfahrung auf wirtschaftlichem Gebiet, ohne Bildung oder Job sind willkommen.

Vielleicht lassen sich die vielen gesellschaftlichen Veränderungsprozesse Südafrikas am besten in einem der allgegenwärtigen

ständig besetzt. Neben mir sitzt ein kleiner Junge. Seine Augen spiegeln eine Mischung aus Neugier und Verlegenheit wieder, während er den *Umlungu* neben sich verstohlen mustert. *Umlungu* - so wird man als Weißer meist von Afrikanern genannt, mehr oder weniger wertneutral. Bei ihm und seinen Altersgenossen liegt die Hoffnung, in ihren Händen die Zukunft Südafrikas, denke ich. Die Generation, mit denen gerade wir Frei-

willigen arbeiten, erlebt, wie sich die Lebensbereiche von Schwarzen und Weißen, Indern und *coloureds* nach langen Jahren der getrennten Entwicklung langsam annähern. Sie könnten frei genug sein, um sich auch von den geistigen Fesseln der Apartheid zu befreien, geht mir durch den Kopf, während die Schiebetür geschlossen wird und sich das Taxi in Bewegung setzt. ■■



Straßenszene in Kapstadt

Kleinbustaxis beobachten und reflektieren. Die häufig beängstigend klapprigen Fahrzeuge starten ihre Fahrt nicht, bevor das tatsächliche Fassungsvermögen an Fahrgästen bis zum Äußersten ausgereizt ist. Nun hat die Regierung - sicher auch im Hinblick auf die Fußball-WM 2010 - ein Gesetz erlassen, nach dem alle Kleinbusse durch größere und verkehrssichere Gefährte, etwa des Typs „Sprinter“, zu ersetzen sind. In Reaktion auf die für sie kostenintensive Maßnahme, streiken die Taxibesitzer immer wieder und wehren sich mit allen Kräften gegen die Anordnung. Als ich eines Tages in einem Taxi, eigentlich „alter“ Art Kleinbus, sitze, traue ich meinen Augen nicht: Zwei anstatt der gewohnten drei Sitze in der Frontreihe, keine hochklappbaren Drittsitze in den hinteren Reihen und dazu ein Fahrer, der den verdutzten Fahrgästen erklärt, das Taxi sei mit acht Passagieren voll-

Verwandte Artikel:

- 17 *_Südafrika 2009: Jacob Zuma*
- 29 *_Projektbeschreibung: Harding Special School, Südafrika*
- 30 *_Freiwillige Privat: Harding Special School, Südafrika*

■ Der Autor:

Till Bühler, 19 Jahre, seit August mit der *Weltweiten Initiative* am Straßenkinderprojekt *Streetwise*, Durban, Südafrika.



Nicaragua

Freiwilliger übernimmt Traineramt von Real Madrid

...und spielt um die regionale Meisterschaft 2006/07 in Nueva Guinea

von Konstantin Oldenburg, Nicaragua

Fußball und Nicaragua, das liegt schon weit auseinander, aber Fußball und Nueva Guinea, das passt gar nicht zusammen, dachte ich, bevor ich meinen Friedensdienst als Freiwilliger in der Provinzstadt Nicaraguas antrat. Doch ich wurde eines Besseren belehrt: Nueva Guineas Bevölkerung ist fußballverrückt und während in den Großstädten Nicaraguas wie Managua, León und Masaya Basketball und Baseball die favorisierten Sportarten sind, ist es in Nueva Guinea eindeutig der Fußball. Nueva Guinea hat etwa 15.000 Einwohner und liegt anders als die Großstädte ziemlich zentral in Nicaragua, was wiederum bedeutet, dass es von dichtem Regenwald umgeben ist, wobei dieser von Jahr zu Jahr deutlich weniger wird. Hier gibt es sechs Fußballplätze und eine eigene Profiligen, deren Teams aus dem gesamten *municipio* (Region) Nueva Guineas inklusive Umland gestellt werden. Es gibt, man höre und staune, 21 verschiedene Teams in der Profiligen, auf ein Gebiet von 50.000 Einwohnern, von denen maximal jeder Zweite das Mindestalter zum Fußballspielen in der Profiligen besitzt. Nicaraguas Durchschnittsalter liegt ungefähr bei 18 Jahren, was den Grund für die unglaublich hohe Kinderanzahl des Landes widerspiegelt.

Auch gibt es zwei weitere Jugendligen, die U15 und die U17, sowie eine Liga für Mädchenmannschaften. Für mich, als „ewigen“ Spieler und Fußballbegeisterten, ist das Leben weiterhin, entgegen meinen Erwartungen, mit dem Fußball verwachsen. Denn der Alltag beginnt mit dem ersten Freizeit-/Trainingskick morgens um fünf Uhr im Zentralpark Nueva Guineas, wo sich Freunde, Schüler und Freiwillige zum Bolzen treffen. Auch in den Vormittagstunden müssen häufig Schulpausen für den Fußball herhalten, um auch den Wünschen der Schü-



Die glorreichen Trainer Stefan (l.) und Konstantin

ler zu folgen, ihren *profesor* (Lehrer) auch mal anders kennen zu lernen. Vor allem da es nun auf dem Schulsportplatz einen neuen Fußball und zwei verbesserte Tore gibt. Es fehlen nur noch die Tornetze, die bald dazukommen sollen.

Doch in der Schule sind seit dem 20. November Ferien, und seitdem sind Stefan, Patrick und ich bemüht die Liga der Unter-15-jährigen sowohl qualitativ als auch quantitativ aufzuwerten, indem wir eine neue Mannschaft aufbauen und auch in Zukunft versuchen werden zur Lösung organisatorischer Probleme beizutragen. Über das Familienministerium, eine kleine Institution, die sich um das Wohl der Kinder, Jugendlichen und deren Eltern kümmert, haben wir ein Zweitprojekt gefunden. Junge und motivierte Kinder, die Fußball spielen wollen und von einer großen Karriere träumen. Nun, nachdem wir Ihnen die Ligaaufnahmegebühr, Fußballschuhe sowie einige Trainingsbälle vorerst aus eigener Tasche bezahlt haben, sind sie alle diesem Ziel einen Schritt näher, denn ihr Traum kann nur noch an ihnen selber zerplatzen und nicht mehr an den Umständen, dass es keine Ausrüstung sowie keine Mannschaft und keinen Trainer gibt. Von nun an spielen sie in einem richtigen Team, namens „*Deportivo Real Madrid*“, wie sie es sich wünschten, und statt barfuß auf staubigen und steinigen Straßen in der *Zona 7* von Nueva Guinea zu kicken, spielen sie nun in einem betreuten Team mit drei Trainern, die Ihnen, trotz einiger Rückschläge, Training

für Training alles abverlangen und sich fürs Team aufreihen. Training ist zwei- bis dreimal regelmäßig in der Woche und Disziplin, Teamgeist und der Spaß am Fußball haben oberste Priorität. 22 Spieler zählt der Kader der kleinen „Königlichen“ aus Nicaragua und ist damit komplett. Auch hatten die Jungs schon ihr erstes Erfolgserlebnis, denn am 25. November, nach lediglich drei Trainingseinheiten, spielten sie ihr erstes Punktspiel im „*Estadio Huracán*“ von Nueva Guinea gegen den Vorjahresmeister „*Los Pumas*“. Sie schlugen sich trotz der Umstände, dass alles sehr schnell ging, sich die Spieler kaum einspielen konnten und der Gegner bärenstark war wacker und verloren zum Auftakt unglücklich mit 2:3. Dennoch hat das Appetit auf mehr gemacht und alle waren zufrieden, da wir alle Spieler nach und nach zum Zuge kommen ließen um einiges auszuprobieren und keine Unzufriedenheiten entstehen zu lassen. Die Tore lassen für die Zukunft mehr erhoffen, ebenso der Fakt, dass man sich nach einem Pausenstand von 0:3 statt aufzugeben wieder herangekämpft hat.



Die Spieltage der Jugendlichen finden jeden Samstag statt und alle Spiele werden nacheinander ausgetragen. Die Organisation ist für hiesige, lateinamerikanische Verhältnisse sehr gut. Während der Spiele wird den Jungs mit Musik eingeeizt und es gibt einen *comedor* (eine Art Imbiss), wo man jederzeit eine Stärkung zu sich nehmen kann. Für die Spielfeldbegrenzung mit weißer Kreide sorgen die Schiedsrichter höchstpersönlich, die einen ausgezeichneten Job machen. Die

Fans sorgen für eine großartige Atmosphäre, das i-Tüpfelchen eines perfekten Fußballnachmittags.

Doch nicht nur Samstag heißt es in Nueva Guinea den Fußball zu zelebrieren, sondern auch am Sonntag, wo die Spieltage der Profiligen Nueva Guineas stattfinden. Für mich, als Trainer von „Real Madrid“ aka „Deportivo Zona VII“ und Spieler der „Deportivo Zona III“ bietet das hier eine sportliche und abwechslungsreiche Nebentätigkeit außerhalb der anstrengenden Projektarbeit in der Montessori-Schule.

Mein Freund und Mannschaftskollege Daniel hat mich frühzeitig bei seinem Verein und Vorjahresmeister „La Zona III“ ins Gespräch gebracht. Nachdem ich nicht einmal zwei Wochen in Nueva Guinea gelebt, geschweige denn mich eingelebt hatte, hatte meine Wenigkeit bereits für Deportivo Zona III unterschrieben und das erste Punkspiel für den neuen Club. Es ging alles sehr schnell und ich bin zufrieden bei meinem neuen Team, wo man mich sehr freundlich aufgenommen hat und, ich zitiere meinen Trainer, „als spielstarken *chele* (Weißen) im Mittelfeld eingebunden hat“. Es wird nicht extra mit der Mannschaft trainiert, denn die Spieler treffen sich unabhängig voneinander zum Fußball, ich beispielsweise trainiere regelmäßig mit meiner Mannschaft (*Real Madrid*) mit, um mich fit zu halten. Zum Glück, denn so überschneidet sich mein sportliches Engagement nicht mit meiner Tätigkeit im Hauptprojekt, der Montessori-Schule „Jan Amos Comenius“, auch liebevoll „La Montañita“ genannt. Soviel Sport wäre sicherlich zuviel des Guten, denn die Schule hat immer oberste Priorität bei jeglicher Art von Hilfsarbeit, die wir hier leisten. Alles Wis-

senwerte zu den Spielen wird am Abend vor dem Spieltag bei einer *reunión* (Zusammenreffen) mit der ganzen Mannschaft besprochen. Es ist eine fröhliche Truppe und mit einigen Spielern treffe ich mich auch abseits des Fußballfeldes, um etwas zu unternehmen oder essen zu gehen. In dieser Truppe ist der Spaß und die Leidenschaft an der Sache das Erfolgsrezept, und das allgemeine Vorurteil Nueva Guineas, dass die Zona III wegen der vielen *pandilleros* (Kriminellen) sehr gefährlich sei, kann ich nicht bestätigen. Es wird für mich Woche für Woche widerlegt.



Mit meinem Trainer unterhalte ich mich sowohl auf Spanisch als auch auf Englisch, während ich mit den Spielern ausschließlich auf Spanisch kommuniziere. Besonders aufregend sind für mich die Auswärtsspiele im Umland, zu denen man als geschlossenes Team auf einer *camioneta* (kleiner LKW oder Pickup) unter härtesten Bedingungen bzw. auf schlechten Straßen, besser gesagt, „Urwaldpfaden“ durch den umliegenden Regenwald fährt und einiges von der interessanten Landschaft zu sehen bekommt. Das Pflücken verschiedener Früchte gehört ebenso zu An- und Abfahrt wie das Steckenbleiben des Trucks in metertiefen Schlammgruben.

Jedoch finden die meisten Spiele auf der heimischen Spielstätte „Huracán“ statt, wo auch eindeutig die besten Spielbedingungen vorliegen, und in der Profiligen gibt es zu dem Schiedsrichter auch noch Linienrichter, Eckfahnen, Tornetze und eine Begrenzung der Spielerwechsel, was den Unterschied zu den Jugendligen darstellt. Das System der Ligen unterscheidet sich von dem der Bundesliga insofern, als es Gruppenspiele mit anschließenden Playoffs gibt, um den

Meister ausfindig zu machen. Auch wunderte ich mich ein wenig darüber, wie peinlich genau der Schiedsrichter auf richtige Stollengröße, geputzte Schuhe, Korrektheit eines Spielerwechsels und auf Kleinigkeiten wie: „Hemd muss in der Hose stecken“ achtet. Auch wird dem Schiedsrichter absolut nicht widersprochen, was ich im Vorfeld von den ansonsten sehr temperamentvollen Lateinamerikanern eher nicht erwartet hätte, denn den Jubelarien nach Torerfolgen beispielsweise sind auch hier keine Grenzen gesetzt, ob Tanz, Salto oder Diver (Bauchlandung). Die Spielweise der Nicas ist sehr rau, und manchmal lohnt es sich einen Zweikampf zu meiden, um nicht auf Kosten des Teams seine Gesundheit zu gefährden. Jedoch ist diese harte Spielweise so normal wie die gelben Karten, die der Schiedsrichter nicht etwa für zu hartes Spiel austeilt, statt vielmehr für die bereits angeführten Kleinigkeiten. Auch bedeutet eine Gelbe Karte ein Bußgeld von zwanzig Córdoba (1 €), und eine Rote Karte das Doppelte, was für hiesige Verhältnisse viel Geld ist, andererseits aber auch für uns Europäer eine Überlegung wert sein sollte. Bei den Jugendteams ist es die Hälfte. Auch bedeutet die vierte Karte in der laufenden Saison ein Spiel Sperre, in der Bundesliga beispielsweise tritt die Spielsperre erst nach der fünften gelben Karte ein.

Bei noch sechs ausstehenden Spieltagen in der Gruppenphase steht „Deportivo Zona III“ mit zwei Punkten Rückstand auf den Tabellenführer „Los Latinos“ an zweiter Stelle in der Tabelle, und auch ich konnte bereits mit der Trikotnummer 17 und der Aufschrift „Felipe“, was nicht etwa ein Deckname, sondern mein Zweitname ist, zu einigen (Tor-)Erfolgen beitragen. Als „Felipe“ kennt man mich in ganz Nueva Guinea, als den *chele* (Weißen), den *alemán* (Deutschen), den *voluntario* (Freiwilligen), den *profesor* (Lehrer), den *jugador* (Fußballspieler) und seit neuestem als *tecnico* (Fußballtrainer von Real Madrid). ■■

■ Der Autor:

Konstantin Oldenburg, 20 Jahre, hält sich seit September in Nicaragua auf und leitet das Ressort Sport.



Verwandte Artikel:

- 11 _Wahlen in Nicaragua
- 13 _Regierungsprogramm der FSLN
- 22 _Interview: Ausbeutung Nicaraguas

Ghana

Black Stars

Ghana erscheint auf der Fußballlandkarte

von Michael Schiewack, Ghana

Sie bildet den Mittelpunkt aller medialen Jahresrückblicke: Die Fußball-Weltmeisterschaft 2006 in Deutschland. Auch die *schwarz auf wise* wagt mit der Schilderung Michael Schiewacks einen Blick zurück: Nach Ghana, wo der Freiwillige im Sommer die WM miterlebte.



Fußballbegeisterte ghanaische Familie

Welch eine Überraschung bei der Fußball-Weltmeisterschaft. Deutschland ist nicht Weltmeister geworden und Ghana spielt ganz groß auf. Letztere Überraschung ist für viele Ghanaer aber keine. Die Black Stars haben schon

viermal den „African Cup of Nations“ gewonnen und gelten als die „Brasilianer Afrikas“. Leider hatten sie sich bis 2006 noch nie für eine Weltmeisterschaft qualifizieren können. Auch der ghanaische Auftritt beim „African Cup of Nations“ in Ägypten war nicht gerade eine Offenbarung fußballerischer Kunst. Ganz im Gegenteil: Das halbe Team sollte rausgeschmissen werden. Ebenso der Coach. Aber unmittelbar vor der Weltmeisterschaft war der Glaube ans Team wieder entfacht. Es wurden Anstecker, Fahnen und sonstige Winklelemente verkauft. Das ganze Land färbte sich in den Farben rot, gelb und grün mit dem schwarzen Stern in der Mitte. Das erste Spiel gegen Italien stand an. Die Black Stars spielten gut, aber verloren aufgrund der fehlenden Erfahrung und eines individuellen Fehlers des ehemaligen Bundesliga-Akteurs Sammy Kuffour. Ein Land hüllte sich in Schweigen und Trauer. Aber schon am nächsten Morgen war davon nichts mehr zu spüren. Alle redeten nur noch von ihren Stars und dem Spiel gegen die Tschechen. Das Halbfinale war sowieso Pflicht. Gesagt,

getan: Tschechien und die USA hatten keine Chance. Was nach den Siegen hier geschah, kann ich gar nicht in Worte fassen. Das ganze Land tanzte, jubelte, sang, schrie, lachte und ließ mich kaum Luft zum Atmen. Speziell die fülligeren Frauen wollten mit mir das Tanzbein schwingen. Da kann man es schon mal mit der Angst zu tun bekommen. Aber es war einfach herrlich. Aus den umliegenden Gemeinden und Dörfern kamen die Menschen in die City von Kumasi gelaufen und feierten ihr Team. So stolze Menschen habe ich selten erlebt. Nur das Spiel gegen Brasilien lief irgendwie anders. Der Schiedsrichter war wohl ein glühender Verehrer der Brasilianer, so dass er drei Abseitstore gab und zum Schluss noch Ronaldo um sein Trikot bat. Das Land hüllte sich wiederholt in Schweigen und Trauer. Natürlich wurde dieses Spiel eine Woche lang diskutiert und bewertet. Ghana wird Weltmeister. Darin ist man sich hier einig. Dann eben 2010 in Südafrika. ■■

■ Der Autor:

Michael Schiewack, 26 Jahre. Der Ergotherapeut arbeitete im Jahrgang 2005-06 in Kumasi im *Komfo Anokye Teaching Hospital*.



Bolivien

Fußball auf einer anderen Ebene

Erstes Kulturviertel Boliviens in Santa Cruz geplant

von Julian Machicao, Bolivien

Ein Beton-Bolzplatz ist der Kern einer Bewegung, die aus San Isidro ein einzigartiges Viertel der Kultur machen will

Ein Bericht über Fußball in Südamerika erschöpft sich nicht darin, wer wann wie viele Tore geschossen hat, welcher Spieler wie gut oder schlecht aufgelegt war und dass der Ball auch hier rund ist. Es geht beim Thema Fußball um vielmehr, über das reine Spiel hinaus um das

Leben in einem armen Viertel, konkret in San Isidro, Santa Cruz, Bolivien. Man spielt beim Training nicht nur penibel 11 gegen 11. Nein, alle spielen mit, alle spielen zusammen und gegeneinander und lernen dadurch als Gruppe etwas zu erreichen. Die Spieler passen aufeinander auf, rücken dicht zusammen, wenn jemand einzubrechen versucht und der Angreifer wird verjagt. Es spielt keine Rolle, ob der Angreifer bei der gegnerischen oder der eigenen Mannschaft einzubrechen versuchte, es geht nur darum einzubrechen und ihn abzuwehren und das

gemeinsam. Man schließt sich zusammen, man gehört zusammen, man erreicht etwas zusammen, Mannschaftszugehörigkeit spielt dabei zunächst keine Rolle.

Nach meiner Ankunft in Bolivien im Viertel San Isidro lernte ich bald meine Nachbarn Fernando und Pablo kennen. Zusammen leiten sie ein Kulturzentrum, welches dem ein oder anderen durch ihr Fußballspiel mit dem aktuellen Präsidenten Boliviens, Evo Morales, und dem dritten Platz der eigenen Mannschaft bei der Weltmeisterschaft im Streetsoccer in Berlin,

bekannt sein dürfte. Die sozialen Erfolge, die Fernando und Pablo mit ihrer Arbeit bisher erzielten, blieben nicht unbeachtet, und so zeigte sich Evo Morales höchstpersönlich in Santa Cruz, um ihnen ein Verdienstkreuz zu verleihen. Das „Centro Cultural San Isidro“ wurde inzwischen von Boliviens bedeutender Zeitung „El Deber“ gar unter die sieben wichtigsten Personen und Institutionen des Jahres gewählt.

Zusammengeschweißt durch den Sport, durch die Erfolge und die Beachtung in der Öffentlichkeit plant man momentan das erste *barrio cultural* (Kulturviertel) Boliviens. Der Sportplatz, auch bekannt als *cancha*, soll mit Flutlicht ausgestattet und der Betonboden durch Gras ersetzt werden. Die Mannschaften sollen Trikots bekommen, der Fußball könnte auch erneuert werden. Die Stadt kann zwar finanziell keine große Unterstützung zusagen, aber sie gab auch keine „rote Karte“ und so schreiten die Planungen voran.

Die Straßen des Viertels sollen Namen von Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens, wie

„Evo Morales“, tragen. Das Viertel soll belebt werden und nach Fußballturnieren am Wochenende werden auf dem *cancha* bereits Filme zu sozialpolitischen Themen mittels eines Beamers auf eine größere Leinwand projiziert.

Für die Menschen in San Isidro hat der Sport wegen all der Ereignisse im Umfeld eine ganz neue Bedeutung gewonnen, und sie engagieren sich und halten zusammen. Bei Filmabenden passen alle auf das Equipment auf und obwohl das Geld knapp ist, wird die eine oder andere DVD bei der Produktionsfirma direkt günstig eingekauft, die wiederum die Spieler unterstützen möchte.

Als ein kleines Problem erwies sich das Aufbewahren der Flutlichtmasten. Drei davon verschwanden auf mysteriöse Art und Weise und jeder verwies auf eine andere Person, wenn man fragte wo sie sein könnten. Aber keiner regt sich wirklich auf, denn das ist für die Menschen San Isidros ein bereits bekanntes Problem, nicht alles funktio-

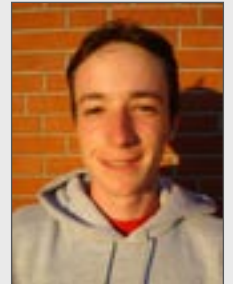
niert perfekt, und es unterlaufen immer wieder organisatorische Fehler.

Niemand lässt sich von solchen Kleinigkeiten beirren und am Samstagnachmittag stehen alle wieder auf dem Platz, um erneut auf dem harten Beton zu spielen.

Wenn dann eines Tages die Masten aufgerichtet, die Straßenschilder befestigt sind und der Rasen verlegt wurde, Trikots angeschafft sind, dann, und daran glauben alle voller Zuversicht, wird es erneut 1:0 für San Isidro stehen, denn dieses Team hält zusammen, ist voller Euphorie und einfach unschlagbar. ■■

■ Der Autor:

Julian Machicao, 20 Jahre, arbeitet seit August für die *Comunidad de Productores en Arte* (COMPA) in Santa Cruz, Bolivien.



Argentinien

Que significa fútbol en Argentina?

Mas que un deporte - Mehr als ein Sport

von Patrick Wagner, Argentinien

„Was ist Fußball in Argentinien?“ Diese Frage stellte ich mir, als ich meinen Freiwilligendienst in Buenos Aires antrat. Die Antwort konnte ich allerdings sehr schnell bei dem Fußballspiel der beiden Erstligisten „*Independiente*“ und „*San Lorenzo*“ finden. Damit die Leser die Emotionen, die Stimmung und die Liebe der argentinischen Fußballfans besser verstehen können, möchte hier ich meine Eindrücke schildern.

Als ich als frischgebackener Freiwilliger der *Weltweiten Initiative* in der Hauptstadt Argentinien, Buenos Aires, ankam, absol-

vierten wir in der ersten Woche das obligatorische „On-Arrival-Training“. Dieses stellt eine einwöchige Einführung in das Land, die Gesellschaft und in die Kultur des Landes dar. Und da nun einmal der Fußball in Argentinien ein fester Bestandteil der Gesellschaft ist, besuchten wir natürlich auch ein Spiel.

Hierbei handelte es sich um die Partie der beiden Erstligisten „*Atlético Independiente*“ (C.A.I.), die von ihren Fans auch liebevoll „*Los Diablos Rojos*“ (Die Roten Teufel) genannt werden, und „*Club Atlético San Lorenzo de Almagro*“ (C.A.S.L.A.), welche den Spitznamen „*El Ciclón*“ (Der Zyklon) besitzen.

Schon mehrere Kilometer vor dem „*Estadio Libertadores de América*“, dem Stadion des C.A.I., tauchten wir in eine Masse rot gekleideter Fans ein, welche die komplette Straße ausfüllten. Am Ticketschalter mussten wir leider feststellen, dass alle Karten ausverkauft waren. Glücklicherweise wurden wir von drei Frauen angesprochen, die uns für 20 Peso, ungefähr 5,50 Euro, mit Hilfe eines Behindertenausweises in das Stadion lotsen wollten. Somit kam ich letztendlich als Begleitperson einer Behinderten, die allerdings keine war, doch noch in den Genuss des argentinischen Fußballes.

Vor dem Stadioneingang warteten auch schon die in rot gekleideten und Fahnen

schwingenden „Ultras“. Diese sind die härtesten Fans und stellen ihre lebenslange Liebe zu ihrer Mannschaft durch Tätowierungen, die sie stolz auf ihren nackten Oberkörper tragen, dar. Und genau mit diesen Ultras liefen wir ins Stadion ein. Spätestens jetzt gab es für mich kein Zurück mehr. Denn ich wurde von circa 600 Ultras durch den vier Meter breiten Durchgang in das Stadion gedrückt.

Nachdem ich diesen ersten argentinischen Fußballshock überstanden hatte, folgt auch schon der nächste. Denn wir hatten uns nicht auf einen gemütlichen Sitzplatz begeben. Vielmehr gesellten wir uns zu den Ultras auf die Stehtribüne, was immensen Platzmangel mit sich brachte. Ich war also im wahrsten Sinne des Wortes mittendrin.

Um mich herum sprangen die Fans wie wild in die Luft und sangen Lobeschöre aus einem Repertoire, das ungefähr dreißig verschiedene Lieder umfasst. Somit konnte ich einen riesigen Männerchor, der von Trommeln eingeheizt wurde, die Verse „*Los putos de River, los putos de Boca. Chupanos la pija. Ganamos la copa*“ einstimmig singen hören. *[Auf eine Übersetzung dieser Wendung ins Deutsche soll anstandshalber verzichtet werden. Es möge der Hinweis genügen, dass die Affinität derartiger Sprechchöre zu Fäkal Sprache wohl in jedem Fußballstadion der Welt in gleicher Weise zu beobachten ist. - d. Red.]*



Vom eigentlichen Spiel sah ich so gut wie fast gar nichts, da mir abwechselnd die Sicht von Fahnen oder springenden Fans blockiert wurde. Außerdem musste ich mehrmals um mein Leben kämpfen, da die Fans der ziemlich steilen Stehtribüne wegen zu wilden Hüpfens um mehrere Meter weiter nach unten verlagert wurden. Solange Leute vor einem standen, wirkten diese wie ein Auffangpuffer. Wer allerdings am Anfang der Tribüne stand, konnte leicht zu Boden fallen und von den Fans überrollt werden.

Am Ende wusste ich nicht genau,

ob ich dieses ganze Spektakel nun gut oder schlecht finden soll. Wer sich eine Meinung bilden will, muss selbst einmal bei so einem Fußballspiel dabei gewesen sein. Es wird auf jeden Fall nicht zu Unrecht gesagt, dass die Argentinier fußballverrückt sind. ■■

■ Der Autor:

Patrick Wagner, 19 Jahre, arbeitet seit September in Buenos Aires im Projekt *Che Pibe* (s. Seite 31).



Die Menschen hinter der Weltweiten Initiative für Soziales Engagement sind...



■ Autoren (Freiwillige des Jahrgangs 2006/07)

Barnier, Nicolas (Mexiko), Baschel, Stefan (Nicaragua), Binz, Moritz (Mexiko), Brandt, Lukas (Guatemala), Braus, Simon (Südafrika), Brockmann, Elly (Argentinien), Bruchmann, David (Südafrika), Brunner, Laura (Ghana), Buhrow, Matthias (Bolivien), Bühler, Till (Südafrika), Büttner, Julia (Bolivien), Eisenlohr, Till (Nicaragua), Fischer, Mathias (Argentinien), Frisch, Kolja (Nicaragua), Galpin, Jens (Argentinien), Gundert, Thalea (Mexiko), Hamann, Marco (Mexiko), Heinrich, Britta (Nicaragua), Hensel, Christian (Schweiz), Heß, Philipp (Südafrika), Hildenbrand, Jochen (Guatemala), Hofmann, Marco (Ghana), Johann, Malte (Guatemala), Jost, Patrick (Nicaragua), Kappel, Katharina (Mexiko), Kienle, Florian (Südafrika), Kimmig, Arno (Nicaragua), Kleffmann, Leon (Bolivien), Knippenberg, Johannes (Brasilien), Kochan, Lion (Russland), Kraemer, Felix (Palästina), Kraus, Malte (Südafrika), Krebs, Martin (Israel), Kübler, Felix (Argentinien), Kühn, Jann (Mexiko), Küsters, Rouven (Mexiko), Leidinger, Christopher (Peru), Liedtke, Katharina (Nicaragua), Lietz, Lennart (Brasilien), Machicao, Julian (Bolivien), Maier, Philipp (Guatemala), Meyer, Edo (Nicaragua), Momsen, Almut (Guatemala), Naumann, Maik (Guatemala), Niethammer, José (Dominikanische Republik), Oldenburg, Konstantin (Nicaragua), Pastor, Jean-Paul (Argentinien), Piela, Jonas (Südafrika), Reichel, Claus (Bolivien), Reifart, Jörg (Peru), Seelig, Alexander (Südafrika), Schenk, Thomas (Bolivien), Schetter, Thomas (Peru), Schrauth, Philipp (Bolivien), Schultz von Dratzig, Simon (Bolivien), Schulz, Jan-Peter (Guatemala), Shabli, Sami (Palästina), Sprüssel, Paul (Nicaragua), Stepp, Manuel (Dominikanische Republik), Thurner, Leon (Brasilien), Vetter, Heinrich (Brasilien), Voß, Sebastian (Mexiko), Wagner, Patrick (Argentinien), Waller, Thorsten (Argentinien), Wiedenhaus, Julian (Argentinien), Wendebaum, Christin (Palästina), Werner, Eva (Bolivien), von Zelewski, Jan-Hendrik (Südafrika), Zinßer, Matthias (Bolivien).

■ Vorstand | Juniorvorstand

vorstand@weltweite-initiative.de

Cordula Müller
mueller@weltweite-initiative.de



Jessica Hentschel
hentschel@weltweite-initiative.de



Pablo Schickinger
schickinger@weltweite-initiative.de



Sebastian Puschner
puschner@weltweite-initiative.de



Uta Forstat
forstat@weltweite-initiative.de



Philipp Backhaus
backhaus@weltweite-initiative.de



■ Ressorts

Politik/Soziales
politik.saw@wi-ev.de

Moritz Binz

Projekte/Länder/Freiwillige
projekte.saw@wi-ev.de

Jens Galpin

Wirtschaft/Ökologie
wirtschaft.saw@wi-ev.de

Arno Kimmig

Kultur
kultur.saw@wi-ev.de

Matthias Buhrow, Philipp Schrauth

Sport
sport.saw@wi-ev.de

Konstantin Oldenburg

„schwarz auf wise“ ist ein offenes Forum ohne Zensur. Die Autoren sind für den Inhalt der Beiträge in der schwarz auf wise verantwortlich. Die Inhalte spiegeln nicht unbedingt die Meinung der Weltweiten Initiative, ihrer Freiwilligen oder der Redakteure wieder.

Die Weltweite Initiative für Soziales Engagement e.V. ist ein kleiner, eingetragener und gemeinnütziger Verein, der als Trägerorganisation für Auslandsdienste staatlich anerkannt ist (§14b und 14c ZDG, FSJ i.A.). Wir haben uns zum Ziel gesetzt, durch Kooperationen mit und Freiwilligendiensten in vorbildlichen Sozialprojekten im Ausland einen Beitrag zur Völkerverständigung zu leisten. Der Verein steht allen Menschen offen, die diese Idee mittragen wollen, unabhängig von Nationalität, (polit.) Weltanschauung, Religion oder Einkommen. Wir sind Mitglied im Dachverband Lernen und Helfen in Übersee e.V. (www.entwicklungsdienst.de) und Gründungsmitglied des entwicklungspolitischen Netzwerkes Hessen (www.epn-hessen.de).

Haftungshinweis:

Wir übernehmen keine Haftung für die Inhalte externer Links. Für den Inhalt der verlinkten Seiten sind ausschließlich deren Betreiber verantwortlich.

■ V. i. S. d. P.

zeitung@wise-ev.de

Sebastian Puschner, Philipp Backhaus

■ Layout

Philipp Backhaus
backhaus@weltweite-initiative.de

■ Herausgeber

Weltweite Initiative für Soziales Engagement e.V.

Geschäftssitz
Odenwaldschule Ober Hambach
64646 Heppenheim
Tel.: 037437 / 530765
vorstand@wise-ev.de
www.wise-ev.de

Betriebsnummer:
S 33 48 79B/00
Vereinsregister Bensheim

Die einzelnen Autoren und Mitglieder sind grundsätzlich unter folgender Email-Adresse zu erreichen:

vorname.nachname@wi-ev.de

■ Unterstützen Sie die gemeinnützige Arbeit der Weltweiten Initiative für Soziales Engagement e.V.:

Bank für Sozialwirtschaft
BLZ 550 20 500
Spendenkontonr. 861 1300
Verwendungszweck: „SPENDE“